



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

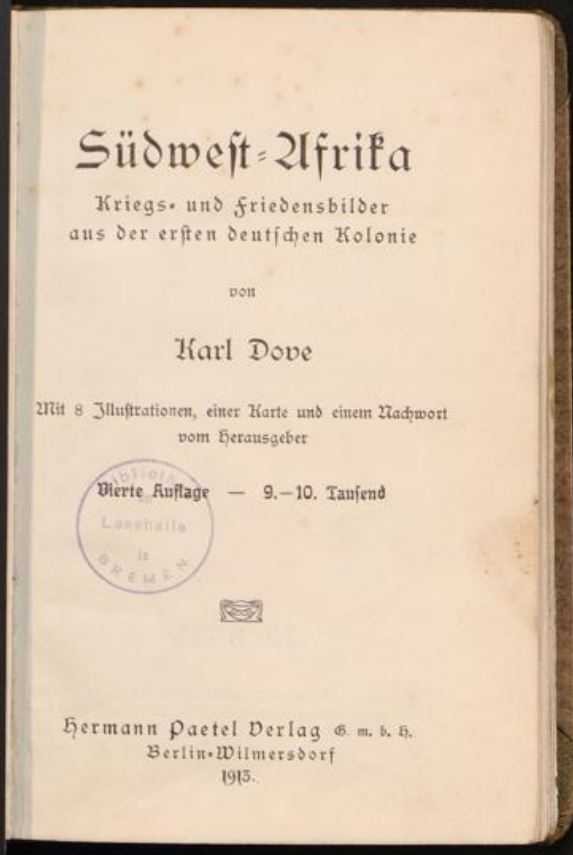
Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend

Südwest-Afrika - Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen
Kolonie

Dove, Karl

Berlin, 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-8552



Südwest-Afrika

Kriegs- und Friedensbilder
aus der ersten deutschen Kolonie

von

Karl Dove

Mit 8 Illustrationen, einer Karte und einem Nachwort
vom Herausgeber



Vierte Auflage — 9.—10. Tausend

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf
1915.

100
175

6
15
10
10

6 Es 10 k

enthält

sein Tafel auf Seite:

18

32

54

118

134

156

176

und sein Kasten zum Vergleich.

40 e 36 25

Sammlung belehrender
Unterhaltungsschriften
für die deutsche Jugend

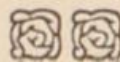
begründet und herausgegeben

von

Hans Vollmer



Band 10.



Südwest-Afrika

Kriegs- und Friedensbilder
aus der ersten deutschen Kolonie

von

Karl Dove

Mit 8 Illustrationen, einer Karte und einem Nachwort
vom Herausgeber



Vierte Auflage — 9.—10. Tausend



Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf
1913.

Alle Rechte vorbehalten.

18/803



40c3625

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen, sind zu richten an Realschuldirektor Professor Lic. Hans Volmer in Hamburg 37, Klosterallee 23. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für evtl. Rücksendung beizufügen.

Inhalt

	Seite
Aus dem Vorwort zur ersten Auflage	VII
Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage	IX
Vorwort zur dritten Auflage	X
Vorwort zur vierten Auflage	X
Von Hamburg nach Walfischbai	1
Bis Otjimbingue	13
Aufenthalt in Otjimbingue und Reise nach Windhoek .	28
Windhoek	44
Reise nach Rehoboth	63
Im Lande der Bastards	81
Die Zeit bis zum Kriege	93
Die erste Zeit des Krieges	101
Die Hottentotten werden aktiv	123
Kriegspause	133
Der Fortgang des Krieges und die Rückkehr bis Otjimbingue	143
Reise zur Küste	155
Nachwort	163

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Da diese Bearbeitung der unter gleichem Titel im Verlage des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur erschienenen Reisebeschreibung von Professor Dr. Karl Dove in Jena nach denselben Gesichtspunkten erfolgte, wie sie im Vorwort zur 1. und 3. bis 6. Auflage des 2. Bandes unserer Sammlung dargelegt sind, braucht hier nichts weiter darüber bemerkt zu werden.

Wie in jenem 2. Band, so war auch hier ein Nachwort nötig; denn Ereignisse und Verhältnisse standen nicht still, seitdem Dove Ende 1893 Deutsch-Südwestafrika verließ. Doch war ich hier in der angenehmen Lage, größtenteils im Anschluß an Doves eigene Fortsetzung seiner Erzählung berichten zu können. Aus diesem neueren Buch des Verfassers schien es mir auch angemessen, zur Ergänzung der in dem Reisebericht naturgemäß verstreuten und manchmal nur andeutenden Bemerkungen etwa Einheitliches über die eigentümlich verwickelte Zusammensetzung der Bevölkerung und die eben hierin zumeist begründeten Streitigkeiten der Eingeborenen untereinander zu bringen.

Einige in dieser Bearbeitung gebotene Bilder sowie die beigegebene Karte enthält das Original nicht.

Wöchte die deutsche Jugend recht begierig zu diesen „Kriegs- und Friedensbildern aus der ersten deutschen Kolonie“ greifen! Ihrem Sinn für abenteuerliche Erlebnisse wird mindestens die ganze zweite Hälfte des Buches so gut entsprechen wie manche spannende Indianererzählung. Aber zugleich mit solchem Stoff für ihre Phantasie nehmen die jungen Leser solide Kenntnisse von dem Zustand und der geschichtlichen Entwicklung deutschen Gebietes in sich auf.

H a m b u r g, im Oktober 1903.

H. V.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Das Interesse an Doves Schilderungen aus Südwest-Afrika ist durch die traurigen Ereignisse der letzten beiden Jahre in solchem Maße gesteigert worden, daß eine neue Auflage des Büchleins nötig wurde, noch ehe die Unruhen völlig beigelegt sind. Wenn das erreicht sein wird, gedenken wir unsern Lesern alsbald in einem besonderen Bändchen eine Erzählung dieser schlimmsten Prüfung unserer südwestafrikanischen Kolonie zu bieten.

Wie viel edles Blut ist doch schon um unsre afrikanischen Besitzungen geflossen! Aber der so geweihte Boden muß und wird deutsch bleiben: dafür bürgt der heldenhafte Sinn deutscher Krieger. Und die schwer geschädigten Ansiedler werden sich von allem Unglück erholen: opferfreudige Hilfe der deutschen Brüder in der Heimat muß ihnen beistehn.

H a m b u r g , im Oktober 1905.

H. V.

Vorwort zur dritten Auflage.

Das im Vorwort zur zweiten Auflage verheißene besondere Bändchen über die Kämpfe der letzten Jahre in Südwest-Afrika, die in bezug auf heldenhafte Ausdauer und Tapferkeit unserer Soldaten ein besonderes Ruhmesblatt in den Annalen der neueren deutschen Geschichte bilden, liegt jetzt als Nr. 24 dieser Sammlung vor, aus der Feder des durch seine Schilderungen „Aus dem Burenkriege“ wohl bekannten Franz Henkel.

Auf der dieser 3. Auflage beigegebenen neuen Karte ist den veränderten Verhältnissen, namentlich den neuen Bahnbauten und -projekten in gebührender Weise Rechnung getragen. Auch das Nachwort wurde entsprechend ergänzt.

H a m b u r g, im April 1908.

H. V.

Vorwort zur vierten Auflage.

Wiederum wurde das Nachwort erweitert; auch die Karte ist dem neuen Stand der Verhältnisse angepaßt worden.

H a m b u r g, Ende August 1913.

H. V.



1. Kapitel.

Von Hamburg nach Walfischbai.

Im Jahre 1892 hatte die Deutsche Kolonialgesellschaft den Beschluß gefaßt, tätigen Anteil an der Erforschung unserer Kolonien zu nehmen. Es wurde die Errichtung einer wissenschaftlichen Station am Kilimandscharo und einer andern in Windhoek in Deutsch-Südwestafrika geplant. Ich meldete mich zu deren Übernahme, da es seit lange mein Sehnen war, jene Länder kennen zu lernen, mit denen ich mich seit nahezu einem Jahrzehnt wissenschaftlich beschäftigt hatte. Nach längeren Verhandlungen wurde mir denn auch die Station Windhoek übertragen. In Eile traf ich die mannigfachen Vorbereitungen, und am 16. Juni befand ich mich reisefertig an Bord der „Agnes“, des kleinen Dampfers, den die Gesellschaft für die Fahrt nach Walfischbai von einem Hamburger Reeder gechartert hatte.

Nachmittags um sechs ertönte das dritte Zeichen der Dampfpeife. Als nun die Schraube zu arbeiten begann und wir langsam an den Mauern hoher Speicher

vorüberglitten, schallte ein lautes, dreifaches Hurra uns nach. Dann fing der Bug an, das braune Wasser der Elbe rauschend zu teilen, und während die stolzen Türme der Hansestadt hinter uns verschwanden, verbreiterte sich der Strom zu einem See mit immer weiter zurücktretenden Ufern. Wir aber hatten nach all dem Hasten und Drängen der vorangegangenen Tage Zeit, mit unseren Reisegefährten und unserem Schiff nähere Bekanntschaft zu machen.

Unter den wenigen Passagieren befand sich ein bereits neunundfünfzigjähriger Auswanderer, Oberamtmann Niße aus Posen, mit seinem jugendlichen Sohne. Außer ihm war nur noch ein Ansiedler für die neuzugründende Kolonie an Bord, ein sächsischer Leutnant, namens Stoß, mit seiner jungen Frau. Dazu kamen zwei finnische Missionare mit ihren Familien, von denen der eine, Kautanen, ebenso wie seine Frau und seine kleine Tochter fließend deutsch sprach.

Glücklicherweise war der alte Seegott uns gnädig gesinnt. War auch die Nordsee anfangs bei Regen etwas unruhig, so herrschte bald das schönste Wetter, und damit verschwand bei den meisten auch die letzte Erinnerung an das Schreckgespenst „Seefrankheit“, das in den ersten zwei Tagen drohend vor uns aufgetaucht war. Herrlicher Sonnenschein begleitete uns auf der Fahrt durch den Kanal. Ein sehnsüchtiger Blick galt dem letzten Stück europäischer Erde, an dem wir vorüberzogen, den grünen Gestaden der Insel Wight, und hinaus ging es in die

freie See. Die graue Farbe des Nordmeeres war verschwunden, und die leichten Wogen, die sich vor uns hoben und senkten, leuchteten in dem stählernen Blau des Atlantischen Ozeans. Über der schimmernden Fläche der sonst so gefürchteten Biscayschen See dämmerte auf kurze Zeit Kap Ortegal auf, die äußerste Landmarke Europas, die wir zu Gesicht bekamen. Wir fuhren vorüber an Madeira und den schroffen, von ungezählten Seevögeln belebten Felsen von *Isola deserta*; und auch die hohen Gipfel der Kanaren tauchten nur in der Ferne auf. Unser Ziel war Porto Grande auf Sao Vicente, einer Insel der Kapverden. Am Morgen des 1. Juli befanden wir uns in dem engen Kanal, der zwischen Sao Antao und Sao Vicente hindurchführt. Gewaltig stieg das Gebirge der ersten Insel unmittelbar aus dem Meere zu alpiner Höhe in die blaue Morgenluft empor, während wir langsam, an den öden Kratern erloschener Vulkane vorüber, dem Eingang des Hafens zudampften, den ein Leuchtturm auf einsamer, von der Brandung umtoster Felsnadel bezeichnet. Eine halbe Stunde später rasselte der Anker in die Tiefe, und die Insassen zahlreicher Boote, die uns seit einiger Zeit umschwärmten, erkletterten die Bordwand. Mehr oder weniger dunkelhäutige Mulatten boten Bananen, Kokosnüsse, Ananas und Orangen zum Verkauf, mit Argusaugen bewacht vom Steward und den Matrosen, da das Gesindel ebenso diebisch wie unverschämt ist. Unterhaltender waren die kleinen Jungen, die den Dampfer in elenden Fahrzeugen umschwärmten, um sich hinter jedem ins

Wasser geworfenen Nickel herzustürzen. Dabei entwickelte sich oft eine regelrechte unterseeische Brüggelei, wobei die kleinen, unter der grünlichen Oberfläche sichtbaren Körper der braunen Kerlchen aussahen wie sich balgende Wasserteufel.

Am folgenden Tage bereits passierten wir die Südgruppe der Kapverden mit ihren scheinbar auf der hellen Flut schwimmenden Kokoshainen. Das gute Rejewetter war zu Ende; denn in der Äquatorialzone begann der Wind sich zu drehen. Ehe wir noch quer vor der Küste von Sierra Leone lagen, schlug uns steif der Südwestmonsun entgegen, der, von dem sommerlichen Luftdruckminimum der Sahara erzeugt, der Regenbringer der westafrikanischen Küsten genannt werden kann. Und noch hatten wir den Äquator nicht erreicht, als er fast ohne Übergang von einem Südostpassat abgelöst wurde. Gleichzeitig wurde die uns entgegenwehende Luft frischer und strenger; denn wir waren mittlerweile aus dem Sommer in den Winter hineingesegelt. Mit dem Charakter des Meeres hatte sich auch die dasselbe belebende Vogelwelt geändert. Sturmvögel und fremdartige Möven umflatterten die Masten, und bisweilen schwebte hoch über den gischtsprühenden Wellen ein riesiger Albatros mit weit ausgebreiteten Schwingen vorüber.

Endlich, nachdem wir zwei und eine halbe Woche weder einen Felsen noch ein Segel zu Gesicht bekommen hatten, rief uns die Nachricht an Deck, wir würden in kurzem das Land erblicken. Zunächst allerdings lag wie

eine dichte Decke der an diesen Küsten beinahe das ganze Jahr hindurch herrschende Nebel der kühleren Stunden darüber. Gegen Mittag indessen brach die Sonne durch, die verhüllende Wand löste sich in einzelne flatternde Wolkenstreifen auf, und vor uns lag die Küste unseres afrikanischen Deutschland, zunächst allerdings eine öde, gelbe Landschaft, die nach dem Innern zu langsam anzusteigen schien. Am Nachmittag passierten wir einen Vorsprung, Kap Groß, auf dessen Ufern sich damals noch das Kreuz erhob, das die portugiesischen Entdecker vor nunmehr 400 Jahren zur Erinnerung an ihre Großtaten und zum Zeichen der Macht ihres Königs an dieser Stelle aufgerichtet hatten. Plötzlich veränderte sich die Landschaft. Kaum lag die Brandungslinie des Kap's ein wenig zurück, da erschien hoch über den Dünen ein riesiger Tafelberg, dessen rötliche Wände von der tiefer stehenden Sonne hell beleuchtet wurden. Auf's höchste erstaunt, fragte ich mich, was dies für ein Berg sei; denn die Karte gibt in sichtbarer Entfernung von der See nur niedrige Höhen an. Da rief Kautanen dem Leutnant Stoß zu, er möge sich schnell die herrliche Lustspiegelung betrachten. Noch ragten die schroffen Wände in den hellen Himmel, so klar, daß man die einzelnen Vorsprünge und Abgründe deutlich zu erkennen meinte: mit einem Male ging ein tiefer, schimmernder Riß durch die Erscheinung, der sich erweiterte, je mehr das Schiff nach Süden vordrang. Noch eine Viertelstunde, und nur zwei schmale Säulen hoben sich in den Abendhimmel; und ehe die Sonne

in dem wieder aus dem Meere steigenden Nebel untertauchte, war die Fata morgana verschwunden, die uns anmutete wie ein geisterhafter Gruß aus dem alten Wunderlande, dessen Boden wir morgen betreten sollten.

Am folgenden Tage, dem 20. Juli, dampfte die „Agnes“ durch das grüne Wasser des weiten, nach Norden geöffneten Naturhafens von Walfischbai. Einige Häuser und eine kleine Kirche schienen vor uns über dem ruhigen Wasser zu schweben; und als wir nach einer halben Stunde Anker warfen, tauchte aus den sich zerstreuenden Morgennebeln ein Kranz riesiger Dünen hervor, der eine nackte Fläche gelben Sandes und das Duzend Holz- und Wellblechhäuser des Ortes in weitem Bogen umschloß. Mittlerweile hatten einige Boote längsseit angelegt, und Kautanen ging an Land, um nach einer Stunde mit der angenehmen Nachricht zurückzukehren, sein Wirt, der Missionar Böhm, sei bereit, auch mir ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. —

Das Boot stieß auf den Sand, und auf den Schultern mehrerer Hottentotten verließen wir es. Etwa hundert Schritte vor uns erhoben sich zwei Reihen niedriger Holzhäuser und eine Kirche aus Wellblech auf Erhöhungen, die aus aufgeschichteten Sandsäcken gebildet waren. Denn nicht allein die See spült in den Ausnahmezeiten mehrtägigen Nordwindes bis an die Häuser heran, sondern auch der Kuiseb, in dessen Mündungsbett der Ort errichtet ist, überschwemmt in nassen Jahren die ganze von den Dünen eingeschlossene Niederung.

Am ersten Morgen begrüßte mich ein knisterndes Feuer im Ofen des mit zierlichen Felldecken geschmückten Wohnzimmers im Hause des Missionars, einem gemüthlichen, echt deutschen Heim. Es war oft recht kalt; abends zumal oder morgens, wenn der um diese Jahreszeit meist nur auf wenige Stunden weichende Nebel über der gelbbraunen Landschaft lagert, bedarf man eines dicken Überziehers, um nicht bei längerem Aufenthalt im Freien bedenklich zu frieren. Zwar ist der fast das ganze Jahr hindurch tagsüber wehende und nachmittags oft zu stürmischer Stärke anwachsende Südwestwind insofern ein Wohltäter der Küstenbewohner, als er stets frische und kühle Luft von dem hier außergewöhnlich kalten Meere in das Land führt. Aber er ist gleichzeitig die Ursache des furchtbaren Nebels. Dieser Nebel bildet so ziemlich den einzigen Niederschlag der darum zu ewiger Verödung verdamnten Dünenlandschaft. Selbst das Trinkwasser entstammt dem unterirdisch zum Meere durchsickernden Wasser des Kuiseb. Aus den Brunnenlöchern des drei Kilometer von Walfischbai entfernten Eingebornendorfes Sandfontein geschöpft, hat es einen so brackigen Geschmack, daß ich mich während der ersten Tage meines Aufenthaltes überwinden mußte, den mit dieser Flüssigkeit bereiteten Kaffee zu genießen, ohne meinem Widerwillen einen die Damen des Hauses beleidigenden Ausdruck zu verleihen.

Die wenigen Familien des Ortes, der bei meiner Ankunft nur fünfundzwanzig Einwohner zählte, sehen sich eigentlich nur beim sonntäglichen Gottesdienst in der ein-

fachen, kleinen Kirche vereinigt. Den Liedern, die zu den Klängen des Harmoniums gesungen wurden, lagen die altbekannten Weisen der protestantischen Kirchen zu Grunde. An den Gesang selbst und vor allem an die Predigt mußte sich jedoch mein Ohr erst gewöhnen. Zwar sprach der Missionar selbst holländisch; aber nach jedem Satze machte er eine Pause, und der unterhalb der Kanzel stehende eingeborene Schulmeister übertrug ihn dann in die Nama-sprache mit ihren abgerissenen Silben und wunderlich-häßlichen Schnalzlauten, die er mit beängstigender Gewandtheit hervorstieß.

Einen Mittelpunkt heiterer Geselligkeit bildete besonders in jenen Tagen das Haus der beiden Kaufleute Mertens und Sichel, in deren Besitz sich damals die größte Firma des Schutzgebietes befand. Zu ihren Gästen gehörten außer dem Leutnant Stoß und einem Rehobother Kaufmann, namens Schluckwerder, die einen Tag nach mir mit Seiner Majestät Kanonenboot „Hyäne“ eingetroffenen Herren Duff und Freiherr von Bülow. Duff ging als Vorsitzender der kaiserlichen Bergbehörde auf mehrere Jahre nach Windhoek, von Bülow beabsichtigte, nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Norden des Schutzgebietes Afrika vorläufig wieder zu verlassen. Außer diesen aber waren häufig die Herren von der „Hyäne“ an Land, welche den Auftrag hatten, die als Landungsplatz neuerdings in Aussicht genommene Swakobmündung nördlich von Walfischbai zu untersuchen.

Einige Abwechslung gewähren die Spaziergänge an

dieser scheinbar ödesten aller Küsten. Die Luftspiegelung, die Lagunen und Seen in die Dünenwelt hineinzaubert und die in einiger Entfernung auftauchenden Gegenstände ins Riesenhafte vergrößert und auf das seltsamste verzerrt, ist eine alltägliche Erscheinung. Auch der Weg am Strande gewährt nicht wenig Interesse; vor allem ist die Vogelwelt der lagunenartigen Meerarme imstande, das Auge des Beobachters und des Jägers zu fesseln. Zu zehntausenden bevölkern Flamingos, Pelikane und Taucher den Strand; in so dichten Massen bedecken diese Scharen bisweilen die niedrigen Sandwellen des Ufers, daß der Boden auf Hunderte von Metern völlig schwarz, weiß oder rosarot gefärbt ist.

Eine andere Unterhaltung bot mir die Ankunft von Ochsenwagen aus dem Innern. Wer nie ein derartiges Gefährt gesehen hat, vermag sich kaum einen Begriff von der Stärke und Festigkeit eines solchen rollenden Hauses zu machen. Das weiße Zelt aus starkem Segeltuch, das das gewölbte Obergestell bedeckt, ist so hoch, daß ein erwachsener Mann bequem darunter zu stehen vermag. Der Boden des Unterbaues, die Achsen und Räder sind von einem Kaliber, dessen Notwendigkeit man erst begreift, wenn man die Wege des Hochlandes kennen lernt, auf denen ein solcher Wagen eine Fracht von 25—45 Zentnern zu befördern pflegt. Das Eigentümlichste an dem Ochsenwagen aber ist seine Bespannung mit zwölf bis zwanzig zu zweit unter je einem Joche gehenden Ochsen, deren Ausbildung im gleichmäßigen Ziehen zu den bewunderns-

6 Es 10 b

wertesten Leistungen der Hottentotten und Bastards¹⁾ gehört. Sind die Tiere, die jedes auf einen bestimmten Namen hören, eingespannt, was von geübten Treibern in Zeit von einer Viertelstunde erledigt werden muß, so ergreift der Führer die riesenhafte Peitsche, deren Stock aus Bambus vier Meter und darüber mißt, und auf den Ruf „Treck!“ (Zieh!) legt sich ein gut eingefahrenes Gespann gleichzeitig in die an einem langen Riementau oder an einer Kette befestigten Nackenjoche. Dann kommt Bewegung in die schwere Last, und unter Knarren und Rasseln setzt sich der mächtige Wagen in ein gleichmäßiges Rollen, das keineswegs so langsam ist, wie es aussieht. Ein gut bespanntes Gefährt vermag auf nicht zu weichem und schlechtem Boden bis zu 4¹/₂ Kilometer in der Stunde zurückzulegen, eine recht achtenswerte Leistung. Den Holländern gebührt das Verdienst, den sonst fast unzugänglichen südafrikanischen Ländern den Wagen gebracht und ihn entsprechend der Natur dieser Gebiete vervollkommnet zu haben. Doch würden sie kaum das erreicht haben, was sie diesem eigenartigen Verkehrsmittel verdanken, hätten sie nicht in den Hottentotten und den aus diesen hervorgegangenen Mischlingen eine dienende Bevölkerungsklasse besessen, die sich wie keine andere zur Ausbildung und Führung dieser Gespanne eignete. —

¹⁾ Unter Bastard versteht man im Schutzgebiet nicht schlechthin einen Mischling, sondern stets einen Angehörigen des Bastardvolkes, meist der Rehobother Nation. Andere Stämme bezeichnet man als Bilandersche, noch andere als Hoachanas-Bastards.

Nachgerade erschien mir der Aufenthalt in Walfischbai ein wenig zwecklos; ich sehnte mich danach, meine Tätigkeit im Innern zu beginnen. Mehrfach schon waren Truppenwagen aus Windhoek angelangt; doch auf meine Erkundigung, ob sich nicht ein Wagen für mich darunter befinde, wurde mir stets die gleiche Antwort, der Kaiserliche Kommissar habe überhaupt nichts über die Zahl der Ankommenden erfahren und deshalb nicht aufs unbestimmte hin Wagen nach der Küste abordnen können. Oberamtmann Nize, dem angeblich die Verpflichtung übertragen war, das Gepäck der Mitreisenden nach Windhoek zu schaffen, wollte von einem dahinzielenden Abkommen nichts wissen und wäre auch mit seinen beiden Wagen schlechterdings außerstande gewesen, mehr als seine eigenen, notwendigsten Frachtgüter zu besorgen. So sah ich mich genötigt, mein größeres Gepäck den Herren Mertens und Sichel zur Beförderung zu übergeben. Ich selbst aber nahm nunmehr endgültig meines Freundes Kautanen wiederholtes Anerbieten an, ihn auf der Reise wenigstens bis Otjimbingue zu begleiten und erst dort, in größerer Nähe von Windhoek, zu warten, ob sich nicht eine günstige Gelegenheit zur Weiterreise finde.

Ich war bereit; aber noch war der Wagen nicht da, der erst mit dem Dampfer vom Kap erwartet wurde.

Endlich zeigten sich die Rauchwolken am Horizont, die oft mehrere Stunden vor dem Einlaufen die Nähe eines Dampfers verkündeten. Laut ertönte der Ruf vom Strande „Sail ho!“, und das Glöckchen der Kirche he-

gann zu läuten, um die eingeborenen Arbeiter aus den Dünen herbeizurufen. Bald waren sie da, mehr als siebzig an der Zahl; und nach einer Stunde begann die Arbeit des Lösens. Indessen nahm dann noch die Aufstellung des neuen Wagens an Land einen vollen Tag in Anspruch.





2. Kapitel.

Bis Otjimbingue.

Endlich waren die Abschiedsbesuche gemacht. Der Treiber erhob seine riesige Peitsche; auf seinen lauten Anruf zog unser gut eingefahrenes Gespann von achtzehn Ochsen gleichmäßig an, und das mächtige Gefährt setzte sich in Bewegung. In dem tiefen Sande, der sich zwischen dem Meere und den Dünen ausbreitet, dauerte es eine Stunde, ehe wir die unheimlichen gelben Wände erreicht hatten, durch die unser Weg auf die öde Hochfläche der Namibwüste führte. Gleich beim Eintritt in das Dorf Sandfontein ereignete sich ein kleiner Unfall, der uns in dieser Niederlassung der Topnaarhottentotten eine weitere Stunde festhielt. An dem uns begleitenden Wagen des Händlers Dannert aus Otjimbingue war das Trecktau gerissen. Während der Bastardtreiber des Wagens sich mit seinen Leuten an die Ausbesserung des Schadens machte, hatten wir Muße, uns das Dorf anzusehen. Es ist sehr ausgedehnt, denn an Platz mangelt es ja nirgends. Die Leutchen führen in ihren Pontoks,

den einfachen, halbkugelförmigen Reifighütten, zwischen denen nur hier und da eine viereckige Hütte aus festerem Material auftaucht, ein ganz beschauliches Leben. Nur wenn sich ein Schiff am Horizont zeigt, löst wüster Lärm und wimmelnde Geschäftigkeit ihre gemütliche Ruhe ab. Der Fremde bekommt bei einem ersten Besuche von Sandfontein einen hohen Begriff von der Kulturstufe, auf der die Eingeborenen stehen, wenn er im Sande zahlreiche Fläschchen von bekannter eckiger Gestalt entdeckt. Leider erhält er bei näherer Erkundigung die unter freundlichem Grinsen erteilte Auskunft, daß ihr Inhalt, der mit echtem kölnischen Wasser nur die Aufschrift und die Form der Umhüllung gemein hat, innerlich zur Anwendung kommt. Das englische Gesetz verbietet zwar den freien Verkauf von Spirituosen; aber daß Eau de Cologne auch als Getränk benutzt werden kann, scheint man in England nicht zu wissen.

An unserer ersten, hinter Sandfontein liegenden Ausspannstelle braute Frau Kautanen uns einen Kaffee, der uns über die eintretende Abendkühle hinweghalf. Und bitterkalt war es bereits um die Zeit nach Sonnenuntergang, als die Nebel der Küste langsam vom Strande herantrogten, so daß selbst der im zweiten Viertel stehende Mond die einförmige Dünenvegetation nur spärlich beleuchtete.

Um neun Uhr abends wurde wieder aufgebrochen. Peitschenklingen, laute Rufe, das dumpfe Keuchen der angestrengt arbeitenden Gespanne und das Knirschen der

Räder im tiefen Sande unterbrachen die nächtliche Stille. Kautanen und ich wateten zu Fuß voran, um unseren Wagen wenigstens etwas zu erleichtern. So ging es mühsam vorwärts durch die Sandhügel, die mit ihren wachholderartig ausschauenden Dornbüschen im blassen Mondlicht an eine märkische Heide erinnerten. Endlich nach einem dreistündigen, anstrengenden Marsche noch eine Wendung, und die ersehnte Plüm¹⁾ war erreicht. Die Dünen hinter sich lassend, rollten die Wagen auf dem härteren Boden leichter voran, und wir bestiegen aufs neue den ersten, Kautanen, um im Innern des Wagenzeltes einige Stunden zu schlafen, ich, um mich auf der Vorkiste einzurichten, so gut es eben gehen wollte. Angenehm kann ich die nun folgenden Stunden nicht nennen. Mit einer stets wachsenden Müdigkeit kämpfend, zwang ich mich, wach zu bleiben, um nicht von dem hohen Sitz herabzustürzen. Unterstützt wurde ich in diesem Bemühen durch die schneidende Luft, deren Wirkung der alles durchdringende Nebel noch beträchtlich verstärkte. Ich wickelte mich in meinen dicken Lodenmantel und steckte die Füße in Decken; doch zuletzt drang die feuchte Kälte auch durch diese Hüllen, und es blieb mir nichts übrig, als innerlich auf das Klima der Küstenzone fluchend und äußerlich zitternd und zähneklappernd den Zeitpunkt zu erwarten, wo die erste fahle Dämmerung die nächtlichen Nebel durchbricht. Endlich war dieser Augenblick gekommen. Es wurde Halt gemacht, und

¹⁾ Holländisch, verdorben aus plain, Ebene.

bald brodelten die Kaffeeessel über den Lagerfeuern, an denen jeder sich ein Plätzchen zu erobern trachtete. Die Gegend machte einen trübseligen, frostigen Eindruck; vereinzelt schauten einige zähe Wüstenpflanzen aus dem Boden hervor, und das einzige lebende Wesen außer uns und unsern Tieren war ein vor Kälte erstarrtes Chamäleon, das ich in einer Wagenspur fand. Wenig anziehend war auch die folgende Wegstrecke durch die nach Osten ansteigende Geröllebene, aus der einzelne runde Granitkuppen hervorrugten. Als wir uns nach mehrstündiger Mittagsrast dem trockenen Bette des Dupasflusses näherten, entdeckten die scharfen Augen unseres Treibers draußen auf der Ebene ein größeres Rudel Strauße und Zebras; doch waren sie so weit vom Wege entfernt, daß ich das Fernglas zu Hilfe nehmen mußte, um sie zu erkennen.

Der Tag neigte seinem Ende zu, als wir den Dupasberg im Rücken hatten und den letzten Treck (Teil einer Tagereise) antraten. Die Ebene begann sich stärker zu heben, und auf den Flächen erschien die Welwitschia, eine wunderliche Wüstenpflanze mit nur zwei gedrehten, lederartigen Blättern, ein Gebilde, seltsam wie das Land, das wir durchzogen. Dann erblickte ich zum ersten Male in der Ferne jenseit der düstern Namieb gewaltige Berggipfel, die Höhen von Usab und Salem. Rot beleuchtet von der untergehenden Sonne, schimmerten sie herüber über den von unserm Wege aus unsichtbaren Swakob, die mächtigen Randmauern seines tiefen Tales. Doch die Dämmerung ist in diesen Breiten nur kurz, und bald ver-

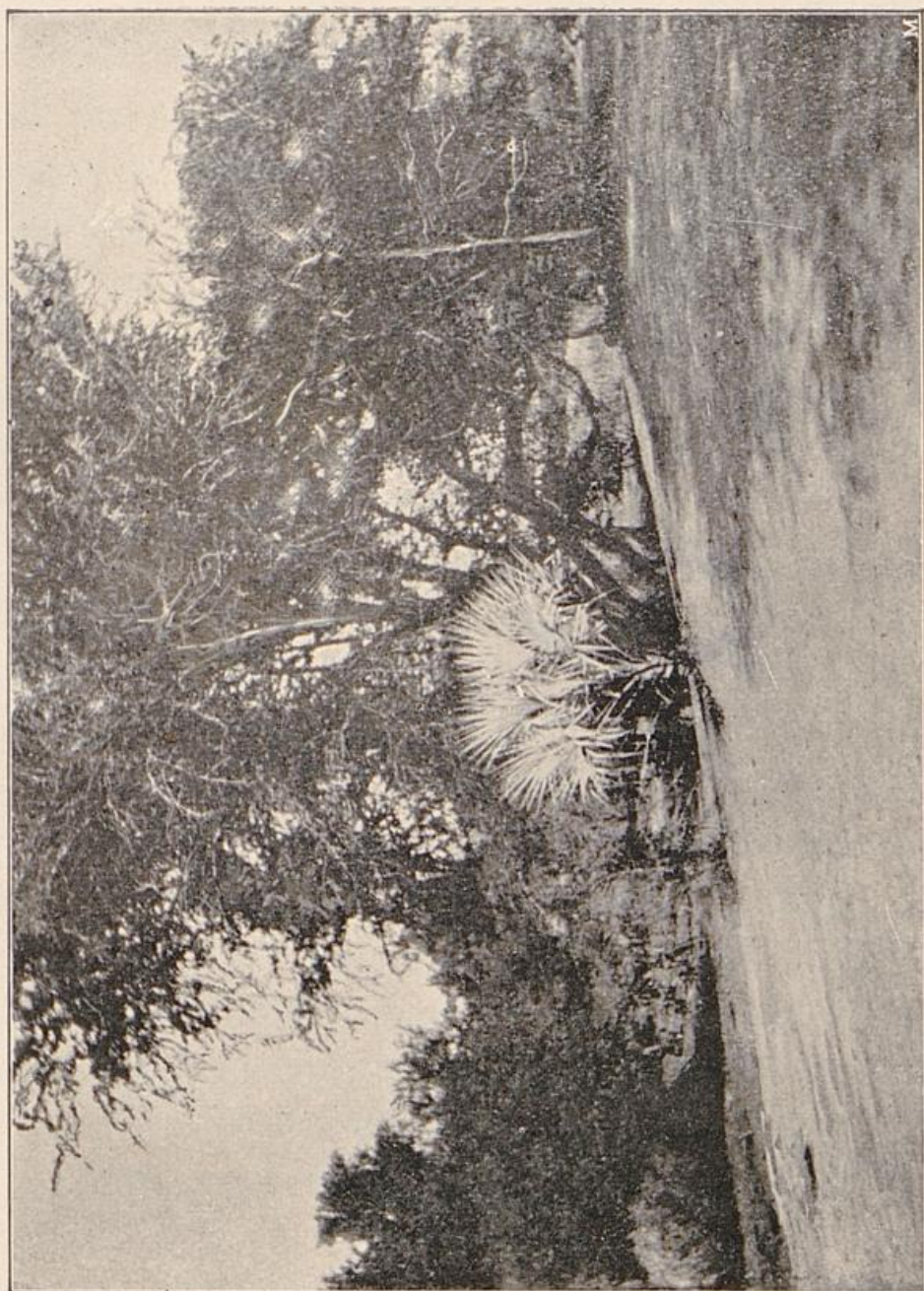
schwand im Dunkel des Nachthimmels auch der Usabberg, der zuletzt noch geisterhaft am Horizont aufragte. Trotzdem fuhren wir unaufhaltsam vorwärts; denn die Tiere drängten zum Wasser, das sie erst im Swakob erhalten. Lange nach Dunkelwerden erreichten wir endlich das Ende der Fläche und fuhren in ein Seitental hinab, das sich steil zum klammartigen Bette des Hauptflusses niedersenkte. Bei jeder Windung traten höhere Wände an den sandigen Weg heran, und durch wild zer-rissene Seitenschluchten fiel der Blick auf ein tolles Durcheinander von Felsblöcken und Spalten, von finsternen Schründen und wirren Zacken, herrliche Schlupfwinkel für Leoparden, Hyänen und anderes Raubgesindel. Endlich öffnete sich die Mündung des Tales, und vor uns lag das im Mondlicht weißschimmernde, von stattlichen Bäumen und dichtem Buschwerk eingerahmte Sandbett des Swakob; hier, in nächster Nähe der Wasserstelle von Usab, spannten wir aus.

Nach einer köstlich verbrachten Nacht bot mir die Notwendigkeit, unsere Ochsen nach dreitägigen Entbehrungen sich einmal ordentlich sattfressen zu lassen, Gelegenheit, das Tal des Flusses bei Usab näher zu untersuchen. Und die Wagenmannschaft hatte Zeit, die kleinen Arbeiten vorzunehmen, zu denen die kurze Rast während der Fahrt durch die Namibwüste ihnen keine Muße gelassen hatte. Es gab allerlei zu tun. Zu den wichtigsten Vorbereitungen zum Weitermarsch gehörte die Füllung der Wasserfässer und das nochmalige Tränken der neu ge-

kräftigsten Tiere. Aber auch trockenes Holz zum Abkochen mußte in dieser Gegend gesammelt werden; denn noch waren es annähernd drei Tagereisen bis zu jenem Gebiet, wo sich Büsche und Bäume auch außerhalb der Flußtäler finden. Unser Ausspannplatz bot indessen den Leuten Gelegenheit, in wenigen Minuten eine genügende Menge Brennmaterial zu sammeln.

Der Platz Usab ist von unersteiglichen Wänden umgeben. Zweihundert Meter tief stürzen die rötlichen Granitfelsen senkrecht in das Tal ab, dessen größte Breite kaum dreihundert Meter beträgt. Aber weder diese großartige Felsmauer, noch die schneeige Sandfläche des Flusses ist es, was den Blick am meisten fesselt, sondern vor allem die herrliche Pflanzenwelt, ein Uferpark tiefschattiger Bäume mit dunkelgrünem Unterholz. Unter jenen zeichnen sich die Anabäume vor allen anderen aus; ihre Größe ist die einer stattlichen Eiche und ihr Geäst von außerordentlicher Dichte. Leider eignet sich das Holz der oft zwei Meter dicken Stämme nicht zum Verarbeiten; dagegen werden die trockenen Schoten dieses in die Familie der Akazien gehörenden Baumes vom Vieh gern gefressen. Von den Büschen begegnet man am häufigsten dem Ebenholz, unter dessen eng verwachsenen Zweigen zahlreiche Perl- und Fasanenhühner, aber auch manch weniger angenehmes Getier Schutz und Unterkunft suchen.

Diese reiche Parklandschaft verdankt ihr Dasein einzig und allein dem Wasser des Flusses. Selbst in der trockenen Zeit des Hochlandes versiegen niemals ganz die unterirdi-



Uferwaldung.



Uferwaldung.



ſchen Adern, deren Waffervorräte in den Ebenen des Kuifeb, des Swakob und anderer großer Flußtäler ſich ſammeln und das ganze Jahr hindurch unter dem Sande und unter den bewaldeten Uferbänken den Wüſtenſteppen des Weſtens zugeführt werden, die ohne ſie ſchwerlich mit Ochſen und Pferden durchzogen werden könnten. Und als wollte uns der Fluß ſeine ſegenſpendende Aufgabe vor Augen führen, ſtrömte inmitten einer ausgedehnten, von jungem Graſe beſtandenen Fläche ein ſtarke Bach talab, um erſt in einem von turmhohen Fellen gebildeten Talwinkel zu verſinken und ſeinen Weg zum Meere unter der Erde fortzuſehen.

Am Nachmittag durchzogen unſere Wagen das grüne Tal des Swakob und bogen nach einer halben Stunde in eine nördliche Seitenschlucht ab. Mit dem Verlaſſen des Haupttales änderte ſich ſofort das Ausſehen der Umgebung. Von beiden Seiten hingen die ſteinernen Wände in nächſter Nähe drohend über, Rakteen und kandelabersförmige Aloeſtämme wuchſen zwiſchen den Felſtrümmern hervor, und noch häufiger fand ſich ein edelweißähnliches Gewächs mit reizenden, rot und weiß gefärbten Blüten und ſamtnen Blättern. Endlich lagen der hohe Gipfel der Bergkette von Ufab und im Nordweſten die Randhöhen des zum Fluſſe abſtürzenden Hochlandes vor uns. Mehr aber als Berge und Täler erfreute mich der Anblick des erſten feinen, in zerſtreuten Büſcheln ſtehenden Graſes in der Nähe der Ausſpannſtelle. So ſpärlich es war, bewies es doch, daß die Steppe nicht mehr fern ſein konnte, und daß der für

den Reisenden unangenehmste Teil des Weges hinter uns lag. —

Eine Nachtfahrt von einigen Stunden entlang dem Usabgebirge wäre schön gewesen, wenn uns nicht der Seenebel selbst hier gefaßt und in feuchtkalte Wolken gehüllt hätte, die erst zurückblieben, als wir jenseit einer niedrigen Bergpforte im Schutze eines einsamen Hügels unser Nachtlager aufschlugen.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und wir brachen deshalb früh auf, um noch vor Mittag eine Wasserstelle zu erreichen und den Rest des Tages dort zuzubringen. Hell und klar lag der Morgen über dem Hochlande, dessen ebene Flächen im fernen Nordosten durch die schroffe Kette der Rhousberge abgeschlossen wurden und dessen Grasflur im Morgenwinde wogte wie ein endloses Kornfeld. Die Ähnlichkeit mit einem solchen ist in der That überraschend, da das Gras gegen das Ende der Regenzeit gelb wird. Doch verlieren dadurch die Halme nicht ihren Nährwert für das Vieh; man kann das gelbe Gras der Hochsteppen in keiner Beziehung mit der verbrannten Pflanzendecke schlecht gepflegter Rasenplätze und Wiesen vergleichen. Eigentümlich nehmen sich in der Ebene die zahlreichen Milchbüsche aus, Euphorbien¹⁾ mit ungezählten Stengeln und Ästchen. Außer ihnen erblickt man fast nur Hanna- oder Seifensträucher inmitten der Grasflächen, deren Asche den Eingeborenen bei der Seifenbereitung unentbehrlich ist.

¹⁾ Euphorbia ist eine Wolfsmilchart.

Auf dieser Hochsteppe ist das größere Wild häufiger sichtbar als in den dichter bewachsenen Bergländern. Schon bald nach unserem Ausbruch zeigten sich in der Ferne Hunderte von Springböcken, und bei einer Wendung des Weges um eine niedrige Erdwelle sprang ein aufgeschrecktes Rudel empor, um in rasender Eile zu fliehen. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn die schlanken Tiere, die an Größe einem kleinen Hirsch gleichkommen, sich in Trab setzen und alle Augenblicke einige sich in die Luft schwingen, um in weitem Bogen einen Sprung auszuführen, den ihnen selbst ein gutes Pferd so leicht nicht nachtut; dabei richten sich die glänzenden Rückenmähen über dem braunen Fell empor.

Im breiten Bette eines Steppenflusses, dessen Richtung schon von weitem an den dunkelgrünen Kronen der Giraffenakazien¹⁾ erkennbar war, wurde im Schatten einiger besonders großen Bäume das Lager aufgeschlagen. Der Ausspannplatz, der den Namen Schakalfontein führt, befindet sich an einer Stelle des Flußbettes, an der dessen Grundwasser durch ein quer hindurchsetzendes Gesteinriff aufgestaut wird. Gruppen von Giraffenakazien stehen in der Nähe des Wassers; die Bäume sind zwar weniger schön als die Anabäume des Swakob, doch ist ihr Stamm viel zäher, und das rote, eisenfeste Kernholz, aus dem die Hereros den Kirri, die furchtbare Wurfskeule, schnitzen, ist beinahe unverwüßlich und widersteht selbst der in der Aus-

¹⁾ Auch Kameldornbäume genannt.

wahl der anzugreifenden Gegenstände ziemlich vorurteilslosen Termite.

In der Nähe der Wasserstelle hatten sich einige wilde Bergdamaras mit ihren Familien häuslich eingerichtet. Sie gehörten zu jenem merkwürdigen Stamm, dem man zwischen den Hereros und den Hottentotten, also vornehmlich im südlichen Damaralande begegnet. Das außerordentlich dunkle, bisweilen ins Bläuliche spielende Schwarz ihrer Haut, der Ausdruck ihres Gesichts und die allgemeine Bildung des Körpers verweisen sie in die Negerrasse; doch haben sie offenbar während einer längeren Zeit der Unterdrückung die Sprache der einst so mächtigen Namas, eines Hottentottenstammes, angenommen. Daß diese ihnen nicht von Anbeginn an geläufig war, beweist ihre Unfähigkeit, die wunderlichen Schnalzlauten ebenso deutlich und richtig auszusprechen wie die Hottentotten. Nur selten und ausnahmsweise sind sie zur Bildung eigener Gemeinden gelangt. Zum Teil leben sie noch vollkommen wild in den einsamen Hochgebieten des Hererolandes, zum Teil nehmen sie die Stellung einer dienenden Klasse bei den selbständigen Völkerschaften des Landes ein. Die Unterordnung unter die verschiedenartigen Rassen des Schutzgebietes, das harte Leben, das sie zu führen gewohnt sind, und endlich ihr friedlicher und unterwürfiger Charakter sind die Ursache, weshalb sie sich besser als alle übrigen farbigen Untertanen der großen südafrikanischen Provinz Deutschlands zu Arbeitern eignen. Dazu kommt, daß der körperlich kräftige, wohlgebildete und auch geistig regsame Stamm

sich schnell und ohne große Mühe in eine Art europäischer Halbkultur einlebt, eine Eigenschaft, die ihn auch zur persönlichen Bedienung der Weißen geeigneter erscheinen läßt als den hochmütigen Herero oder den listigen Nama. Die Fähigkeit der Anpassung geht so weit, daß selbst ureuropäische Redensarten und Ausdrücke nach kurzer Zeit in richtiger Bedeutung gebraucht werden. So hörte ich eines Tages in Windhoek, wie ein alter Bergdamara, der noch kein volles Jahr unter den Weißen lebte, von einem Soldaten aufgefordert wurde, ihm etwas zu holen, wofür ihm dieser ein Stück Tabak in Aussicht stellte. Die Antwort war: „Neen, mister, ik zal dat niet doen (ich werde es nicht tun), dat is Humbug!“ —

Die nun folgende Wegstrecke führte über die Hochebene, vorüber an den riesigen Rämmen der schroffen Rhousberge, die im Norden wie eine unersteigliche Mauer aufragten, vorüber an zahlreichen Kuppen und einzeln sich erhebenden Bergen, die schon am frühen Morgen in der Ferne sichtbar waren, aber erst gegen Abend erreicht wurden. Die dünne Luft dieses Hochlands ist so rein und klar, daß man jede hervorragende Felskante an den entfernten Gipfeln erkannte, ja, daß selbst die Büsche und Moestauden an den Abhängen sich scharf in der Luft abzeichneten.

Stattlicher als alle anderen Höhen stieg jenseit der nach Omaruru führenden Straße der Berg von Itufis aus der Ebene auf. Der Gipfel erglänzte in den letzten Sonnenstrahlen, die die höchsten Zinnen des Gebirges

trafen. Gleichzeitig erstrahlte der westliche Himmel vom tiefsten Rot bis zum zartesten Violett; das durchsichtige Luftmeer schien dort erfüllt von feurigen Farben, die die Hand des genialsten Malers in dieser Glut nie wiederzugeben vermag. Und während noch die letzten hellen Streifen am Horizont verglühten, war im Osten und Süden das Himmelsgewölbe bereits überstrahlt von fremdartigen Sternbildern, deren Schimmer, reiner und lichter als die Sterne unserer Breiten, erst zu erblaffen begann, als der Mond über die einsamen Berge am Dorstflusse emporstieg und die ungeheure menschenleere Einöde mit geisterhafter, unheimlicher Helle übergoß. Man kann sich in Deutschland nur schwer einen Begriff von der Wirkung eines afrikanischen Nachthimmels machen, bei dessen Klarheit die Venus einen deutlich erkennbaren Schatten wirft, und in dessen Sternenschimmer mehr als zwanzig Kilometer entfernte Bergzüge scharf und deutlich sichtbar sind.

Die gute Wegstrecke, auf der die Wagen dahinrollten wie auf einer ausgezeichneten Landstraße, war zum allgemeinen Bedauern am folgenden Tage zu Ende. Wir verließen die Hochebene, um durch die Schlucht des Kamikaub in das Tal des Swakob hinabzusteigen. Es ist ein schrecklicher Paß, der hier zwischen hohen Felsen bergab führt. An einzelnen Stellen ist er so eng, daß die Wagen ihn an den Berghängen entlang in weitem Umwege umgehen müssen. An anderen stürzen die Räder meterhohe Stufen hinab, und bei dem Rassel aller Eifenteile, dem

Klirren der Ketten und dem Krachen der verladenen Kisten und Fässer meint man jeden Augenblick, Gefährt und Ladung müßten unter Getöse zusammenbrechen. Aber ein südafrikanischer Ochsenwagen ist stärker als die besten europäischen Lastfuhrwerke.

Hier erkrankte Frau Kautanen derart, daß der Wagen des Missionars einige Tage in Kamikaub stehen bleiben mußte. Ich ließ deshalb mein Gepäck auf den des Händlers Dannert laden, um möglichst schnell weiter zu kommen, und setzte meine Reise am Nachmittag fort. Bald war das Tal des Swakob erreicht, von dessen jenseitigem Ufer die Berge herüberschauten, hinter denen die erste deutsche Militärstation Tsaobis liegt, ehemals bekannt unter dem Namen „Kaiser Wilhelmsfeste“. Von hier an ging es in der immer breiter werdenden Talebene flußaufwärts. Schöne Grasflächen und reiche Buschweiden wechselten miteinander ab, und gegen Abend wurden auf den Hügeln menschliche Wohnungen und weidende Viehherden sichtbar, ein Anzeichen, daß wir uns bereits in dem ständig bewohnten Flußgebiet unterhalb Otjimbingue befanden. Wir fuhren noch zwei Stunden in die Nacht hinein und spannten dann aus.

Am anderen Morgen stellte es sich heraus, daß unser Ochsenwächter der Beschäftigung kleinstädtischer Nachtwächter mit Erfolg obgelegen hatte: das seiner Obhut anvertraute lebendige Gut war verschwunden, und wir mußten mit dem Ausbruch warten, bis die im Spurensuchen den Indianern ebenbürtigen Leute es zurück-

brachten. Mittlerweile besichtigte ich die auf einer Insel im Swakob gelegene Potmine, ein oberflächlich aufgeschlossenes Kupferlager, dessen Erze Spuren von Gold enthalten sollen. —

Endlich waren die Tiere wieder eingefangen, und die Reise konnte ihren Fortgang nehmen. Über Anawood, einen mit uralten Anabäumen reich bestandenen Platz, zwischen dessen urwaldartigem Grün vereinzelt auftauchende Häuschen und Gärten auf die Anwesenheit von Bastards deuteten, ging es bald über niedrige Höhen, über die nur in weiter Ferne höhere Gipfel hinwegschauten, bald durch die dicht bewachsene Uferlandschaft des Flusses, dessen Windungen zum Teil auf kürzerem Wege abgeschnitten wurden. Trotz des winterlichen Sonnenstandes herrschte um Mittag eine angenehme Wärme. Obwohl wir um 7 Uhr morgens nur $1\frac{1}{2}$ Grad gehabt hatten, zeigte das Thermometer um 2 Uhr nachmittags im Schatten beinahe 25 Grad Celsius. Gleichwohl erträgt man diese starken Gegensätze in der trockenen und reinen Luft des Hochlandes außerordentlich leicht und befindet sich sogar dabei bedeutend wohler und frischer als in Deutschland zu irgendeiner Zeit des Jahres.

An einer Stelle des Weges machte der Wagen Halt, und der Treiber wies mir auf dem Boden die zickzackförmige Spur einer großen Bergschlange. So werden im Damaralande die Pythone genannt, die afrikanischen Vertreter der giftlosen Riesenschlangen. Weitere Unterbrechungen der Fahrt kamen nicht vor, und am Nach-

mittag zeigte sich der den Talkessel von Otjimbingue im Osten abschließende lange Rücken des Liebenberges bereits in ziemlicher Nähe. Dann ging es über das flache, bebüschte Hügelland auf holprigen Wegen hinab in das Tal. Noch eine letzte Biegung der Straße, und wir fuhren zwischen den verstreuten Häusern des Ortes dahin, durchzogen den Hauptteil der auf dem rechten Ufer des Swakob gelegenen Niederlassung und überschritten das Bett eines von Norden her kommenden Nebenflusses, des Omusema. Auf dem hohen linken Ufer seines Tales liegen außer dem kaiserlichen Kommissariat und einigen der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gehörigen Dienstgebäuden die Wohnungen mehrerer Weißen, darunter auch die des Eigentümers des von mir benutzten Wagens. Er hieß mich willkommen und bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, das ich gern annahm, froh, nach sechs winterlichen Bivaks einmal wieder in einem ordentlichen Bette ruhen zu können.





3. Kapitel

Aufenthalt in Djimbingue und Reise nach Windhoek.

Stjimbingue oder Dtjindinge, das Azab der Nama und Bergdamara, liegt in einem ausgedehnten, vom Swakob gebildeten Talkessel. Die Ausdehnung des Ortes und das mangelnde Verständniß der Einwohner für die Wichtigkeit eines kräftigen Pflanzenwuchses gerade an den Flüssen tragen Schuld, daß von dem ehemaligen Uferpark nur noch wenige Bäume stehen geblieben sind. Auch der Weide in der näheren Umgebung der Niederlassung merkt man die Ausnutzung durch die auf dem Platze gehaltenen Herden an. Dagegen sind die großen Kameldornbäume im Tal des Omusema unverfehrt geblieben, und wer den Blick flußaufwärts richtet, mag sich leicht der Täuschung hingeben, er habe einen lichten Hochwald vor sich. Einförmig wie die Pflanzenwelt ist auch die Aussicht auf die nach allen Seiten langsam ansteigenden Talhänge, und nur im Osten erhebt sich das Wahrzeichen von Djimbingue, der Lievenberg, zu größerer Höhe.

Otjimbingue ist seit langer Zeit einer der wichtigsten Plätze des Hererolandes. Die Ovaherero¹⁾ gehören zu den Bantu, welche die Hauptbevölkerung des großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika bilden. Ihr Äußeres ist dem der südafrikanischen Kaffernstämme so ähnlich, daß man sie unbedingt dieser Völkerfamilie zurechnen muß. Sie haben eine große, schöne Gestalt und Gesichtszüge, die häufig durchaus europäisch geschnitten sind. Ein Bruder des vorigen Oberhäuptlings, des alten Kamaharero, der uns in Windhoek besuchte, erinnerte stark an unsern großen Moltke. Manche sehen aus wie Südeuropäer, wieder andere haben ein beinahe jüdisches Äußere, dem man auch bei den Kaffern in Südostafrika häufig begegnet. Vor allen andern Völkern der Kolonie zeichnen sie sich durch das Ebenmaß ihrer Glieder und ihren vollendeten Körperbau aus. Nicht wenige vermöchten herrliche Modelle für einen Bildhauer abzugeben, und die dunkle, von wirklichem Schwarz bis zu bronzefarbenem Braun wechselnde Hautfarbe läßt die Leute um so mehr wie Statuen erscheinen.

Die Hereros sind in erster Linie Viehzüchter. Für ihre Kinder leben und sterben sie, und was beim Afrikaner noch mehr sagen will: für ihre Kinder arbeiten sie sogar. Dabei hängen sie an den Tieren mit derselben Zuneigung, die der Europäer einem geschätzten Pferde widmen würde; die Händler wissen davon zu erzählen, mit welcher Hart-

¹⁾ Plural von Herero; doch wird der Stamm gewöhnlich Herero genannt, wobei die Betonung stets auf der ersten oder der letzten Silbe liegt.

näckigkeit die Hereros die besseren und schwereren Ochsen festhalten, und wie sie ehemals nie dazu zu bewegen waren, auch nur eine einzige Kuh zu verkaufen. Neben dem Rindvieh, von dessen Wichtigkeit das Vorhandensein heilig gehaltenen Ochsen Zeugnis ablegt, ziehen sie in ziemlicher Menge Schafe und Ziegen, die zwar mit dem im Nama-lande vorkommenden Kleinvieh rasseverwandt sind, es aber bei dem Fehlen der dortigen, den Schafen besonders zuträglichen Buschweide niemals zu der Fleisch- und Fettentwicklung bringen, die das Kleinvieh der Bastards und Hottentotten auszeichnet.

Das interessante Volk besitzt viele Vorzüge und Schwächen, die den hochentwickelten Hirtenstämmen Südafrikas eigen zu sein pflegen. Jedem, der genötigt war, mit Angehörigen eines Hererostammes zu verhandeln, fällt ihre Gewandtheit im diplomatischen Verkehr auf, eine mehr als gewöhnliche Denkschärfe und zähes Festhalten an dem, was durchzusetzen sie sich vorgenommen haben. Im Umgang mit europäischen Nichtkaufleuten sind sie schweigsam und vorsichtig; aber ich fand diese Eigenschaft stets angenehmer als das augendienerische Benehmen vieler Hottentotten und Bastards. Trotzdem gelten sie für aufdringlich und unverschämt; doch glaube ich, daß Äußerungen dieser Art sich weit häufiger Händlern als anderen Weißen gegenüber ereignen, und daß man laute Unverschämtheit wenigstens nicht der Gesamtheit des Volkes zum Vorwurfe machen kann. Hochmütig sind sie indessen alle.

Die Bastards, deren eine Anzahl in Otjimbingue lebt,

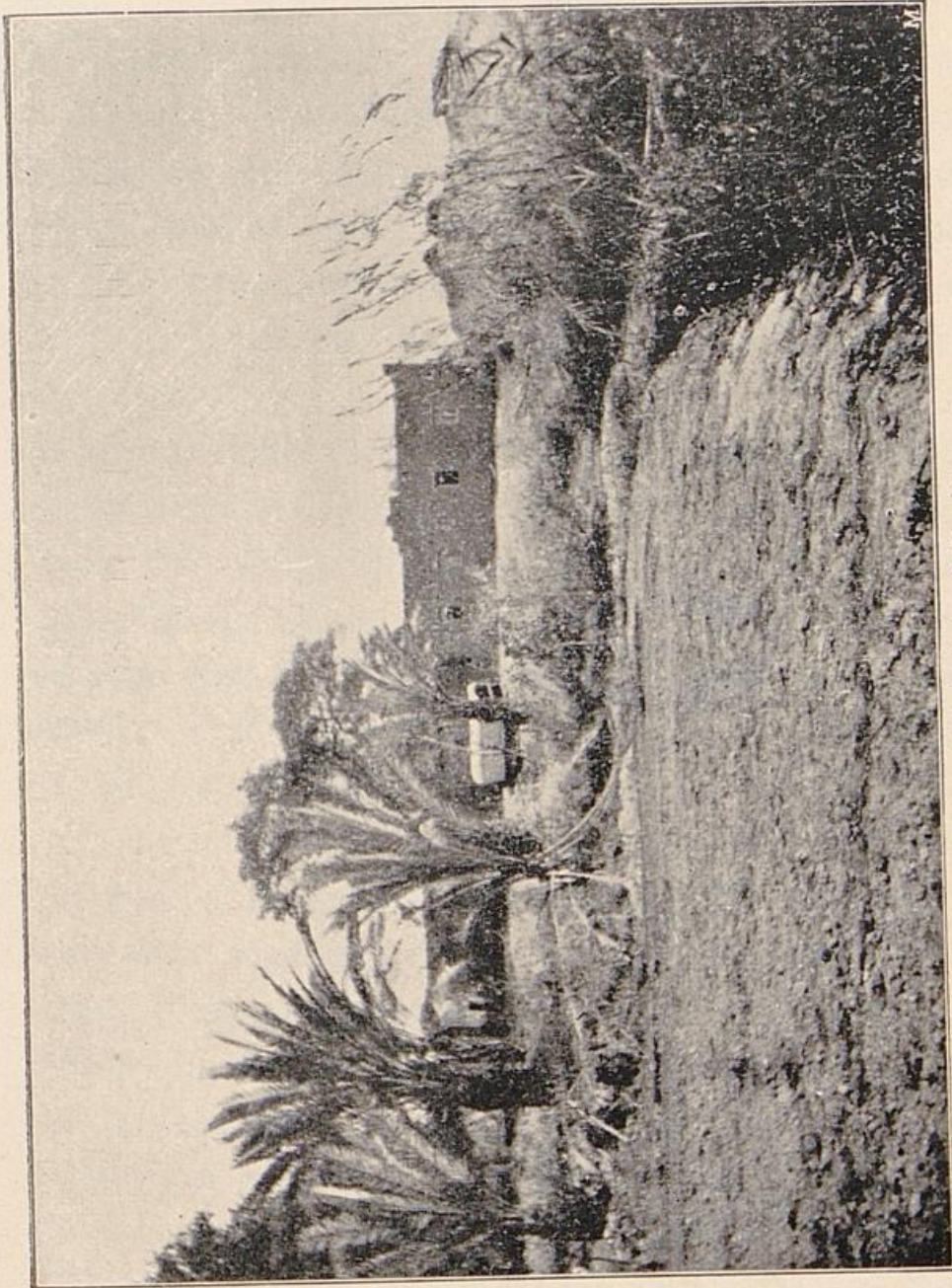
werde ich bei einer späteren Gelegenheit schildern. Außer diesen und den Bergdamaras gibt es hier auch Hottentotten, die ehemals selbständigen, aber später versprengten Stämmen des Namavolkes angehören. —

Zur Zeit meines ersten Aufenthalts waren einschließlich der Kinder mehr als sechzig Weiße am Ort, von denen einige länger als ein Vierteljahrhundert im Lande sich aufhielten. Die Häuser der Europäer erkennt man schon von weitem an ihrer Größe. Die meisten sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut und machen mit ihrem weißen Kalkbewurf einen ganz guten Eindruck. Die Innenräume sind angenehm kühl; sie sind vier und einen halben Meter hoch und mit Riedgeflecht gedeckt, über dem eine Lehmschicht das Durchsickern des Regenwassers verhindert. Der Boden besteht meist aus gestampftem Lehm, der mit Ochsenblut noch weiter gefestigt wird. Auf diesem Lehm oder den Steinen der Diele liegen oft recht hübsch genähte Decken aus Ziegen- und Schaffellen (Karosse), bisweilen auch aus den schönen Rückenfellen des Springbocks. Mit einigen der Häuser sind große Niederlagen (Stores) verbunden, in denen man alles kaufen kann, dessen man auf der Reise oder im Haushalt bedarf. —

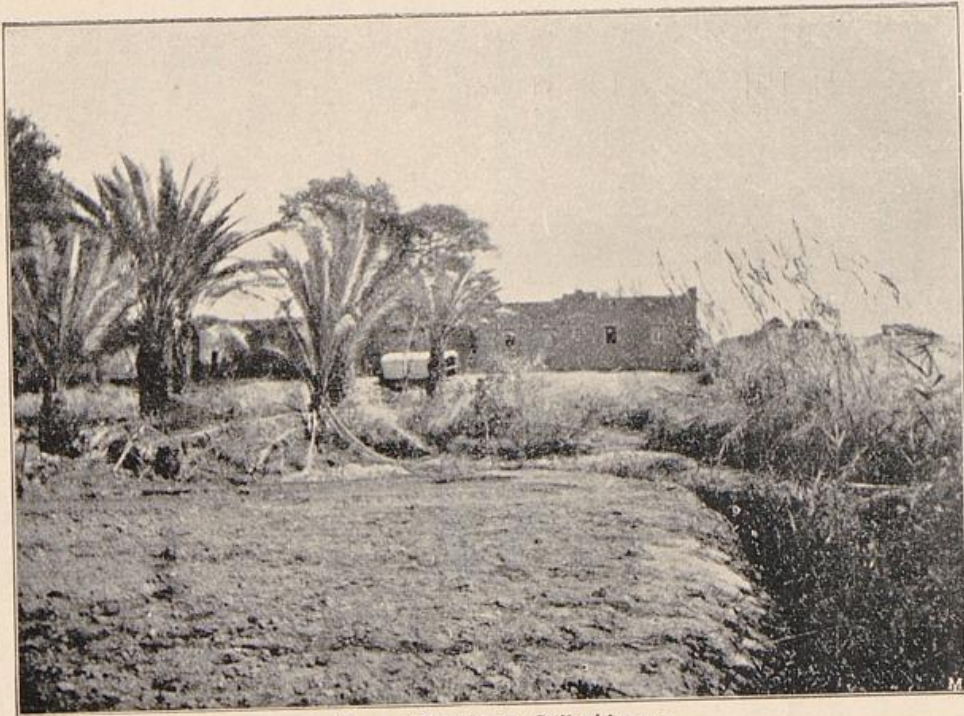
Zwei Tage nach meiner Ankunft traf bei uns ein Gast ein in der Person des Händlers Konrad aus Rehoboth, der im Begriff war, einen Handelszug in das nördliche Damaraland anzutreten. Aus den Erzählungen, die er zum besten gab, konnte ich entnehmen, mit welchen Schwierigkeiten und mit wieviel Ärger und Gefahr die

Tätigkeit eines solchen im sogenannten Handelsfelde reisenden Kaufmanns verknüpft ist. Während der Besitzer eines Stores in seinem geräumigen Laden unter annähernd europäischen Verhältnissen mit seiner Kundschaft verkehrt, zieht jener monatelang mit seinem mit Waren vollgepackten Ochsenwagen durch das Land, auf jeder Werst (Niederlassung) und in jedem Ort umlagert von einer lärmenden, tobenden und nicht selten drohenden Masse von Halbwilden. Ein Dach sieht er dort kaum einmal über seinem Haupte. Hat er seine Güter glücklich an den Mann gebracht, so erwächst ihm eine neue Schwierigkeit, nämlich die, seine Bezahlung nach Hause zu bringen. Denn wie in den Zeiten Homers besteht sie nicht in Geld, sondern in Hunderten von Ochsen, die nicht ganz so leicht und sicher bis zu dem oft mehrere hundert Kilometer entfernten Wohnsitz des Eigentümers befördert werden können wie einige hundert Goldfüchse oder ein Wechsel auf die Kaiserlich deutsche Hauptkasse in Windhoek.

Nicht minder lehrreich, aber bisweilen recht lästig war eine andere Art von Besuchern, die dem Fremden in den seltensten Fällen erspart bleibt. Eines Tages erschien der Unterhäuptling von Otjimbingue, Zacharias, mit einigem Gefolge und überraschte Konrad und mich beim Frühstück. Wohl oder übel mußten wir ihn einladen, ein Glas Wein zu trinken, eine Aufforderung, der er mit demselben Eifer nachkam wie ein in ähnlicher Lage befindlicher Student. Im Laufe des Gespräches erklärte er mir, ich sei sein besonderer Freund, und zur Bekräftigung dieser Freund-



Kommissariat in Djimbingue.



Kommissariat in Djimbingue.



schaft möge ich ihm ein Pfund Sterling schenken. Konrad, der die Unterhaltung vermittelte, antwortete ihm ruhig, eine solche Unverschämtheit dolmetsche er überhaupt nicht, worauf Zacharias schwieg und sich mit noch größerem Eifer als vorher der Verteilung des schweren, aus den Weinkellern des Kap stammenden Pontaks widmete. Nach dem letzten Schluck erhob sich der alte Herr und begab sich in stark verunnüchertem Zustand auf die Reise, um anderen Glücklichen die Ehre seines Besuchs zuteil werden zu lassen.

Es gab zu jener Zeit in Otjimbingue nur ein Haus, das von Besuchen der eben geschilderten Art verschont blieb. Dies war das Kommissariatsgebäude, das auf unserer Seite des Omusema unterhalb der hohen Uferböschung des Swakob lag. Seit die Regierung hauptsächlich auf Grund militärischer Erwägungen nach Windhoek verlegt war, wurden die ausgedehnten Räume nur von einem Sergeanten der Schutztruppe bewohnt und beaufsichtigt. Aber nicht der einstöckige, nach der Flußseite mit einer Veranda versehene Bau war es, der jeden Besucher des Ortes hierherzog, sondern der Garten, der auf dem untern Ufergelände sich ausbreitete. Eine kleine, aber höchst anziehende Anlage, war diese Pflanzung ein recht augenfälliges Beispiel für das, was aus dem Flußlande überall gemacht werden kann, wenn nur die richtigen Hände die Sache anfassen. Neben Gemüsebeeten und niedrigen Gewächsen fällt sofort die Gruppe herrlich gedeihender Dattelpalmen jedermann auf, die trotz ihrer Jugend in einem

Jahre bereits zweitausend Pfund der süßen Früchte geliefert haben. Einige Weinstöcke, ebenfalls ausgezeichnet durch überreichen Ertrag, bildeten eine förmliche Laube, während Gruppen von mächtigen Ana-Mazien, zwischen denen sich eine Schirmpalme zu beträchtlicher Höhe erhob, und das unverwüsthche Gestrüpp riesiger Dpuntien¹⁾ nach dem Omusema zu einen eigenartigen Hintergrund darstellten. Was hier auf kleinem Raume geschehen, könnte in der Uferlandschaft vieler größerer Flüsse wiederholt werden und auf den unbenutzten Flächen ein Plantagenland entstehen, ähnlich den schönsten Oasenzügen des Mittelmeergebiets. Hier, wo die Flüsse jahraus, jahrein reiche Wassermengen ungenützt zum Meere führen, wo eine Sonne, glühender als in Europa, edle Früchte reifen läßt, ohne gleichzeitig Fieberdünste zu erzeugen, hier, wo nach dem Ozean zu noch herrenlose Ländereien sich finden, ist die geeignete Stelle, eine deutsche Gartenkolonie zu schaffen, die die Versorgung unseres Vaterlandes mit südlichen Weinen, mit Rosinen und Feigen und mit anderen Erzeugnissen wärmerer Zonen übernimmt. — —

Endlich, am Morgen des 29. August, trafen unter der Führung des Gefreiten Franke die vier Truppenwagen in Djimbingue ein, auf deren Erscheinen ich so lange hatte warten müssen. Während des nur wenige Stunden dauernden Aufenthalts der Fuhrwerke ließ ich mein Reisegepäck auf einem derselben unterbringen, blieb

¹⁾ Einer Kakteenart.

aber selbst noch den Tag über im Orte, um die von der Sitte vorgeschriebenen Abschiedsbesuche zu machen. Die baumlose Strecke bis zum Ausspannplatze Utdrai wollte ich während der Abendstunden zu Pferde zurücklegen. Eine Stunde nach Sonnenuntergang bestieg ich mit dem im Kommissariatsgebäude wohnenden Sergeanten die uns von Dannert geliehenen Pferde, und nach anderthalbstündigem Ritt durch die mondbeglänzte Steppe trafen wir an der Ausspannstelle ein, wo die nächtlichen Lagerfeuer schon beinahe niedergebrannt waren. Am folgenden Morgen fuhren die Wagen um den Lievenberg herum, von dessen Nachbarhöhen aus man in der Ferne noch gegen Abend die weißen Häuser von Azab herüberschimmern sah; denn die holprige Straße stieg ununterbrochen bergan, bis wir den Rand des Talleffels an einer Stelle erreichten, wo sich zwischen Felsbänken oft noch gegen Ende des Winters etwas Wasser findet. In diesem Jahre allerdings war bei dem gesteigerten Verkehr der letzte Tropfen verbraucht, und wir mußten noch eine Strecke Weges zurückzulegen suchen, um die vor uns liegende „Durststrecke“ nach Möglichkeit abzukürzen.

An der Kaststelle wurde uns eine Überraschung zuteil. Kaum hatten die Wagen ausgespannt und die Leute die Schlafdecken herabgenommen, um sie auf der Erde auszubreiten, als einer von ihnen die ganz frisch über das Wagengleis sich hinziehende Spur einer Puffotter entdeckte. Die Spurlinie ließ sich nur bis in einige Büsche in nächster Nähe der Straße verfolgen. Die Puffotter,

eine breite, flache Schlange mit schuppigem Rücken und sehr starken Giftzähnen, ist sehr träge; zudem nimmt man an, daß dieses Tier durch Betten, Decken und dergleichen Gegenstände angezogen wird. Der Gedanke an einen solchen Genossen unseres Nachlagers war keineswegs verlockend, so daß wir es vorzogen, die Nacht in unbequemer Lage auf den Kisten des einen Wagens zuzubringen. Neben der Puffotter gehören die verschiedenen Spielarten der Naja, der Cobra Südafrikas, die schwärzliche Mamba, die eine Länge von mehr als drei Metern erreicht, und die kleine, aber außerordentlich giftige Hornvipera zu den gefürchtetsten Vertretern ihrer Gattung.

Am folgenden Morgen in aller Frühe ging es über eine bebuschte Hochebene ostwärts. Der vor uns liegende Teil des Weges spottete jeder Beschreibung. Eismal erstiegen die schwerbelasteten Wagen niedrige Höhenzüge, und die Beschaffenheit des Bodens gestattete kaum, daß die armen, vor Anstrengung und Hitze keuchenden Tiere einen Augenblick Halt machten. Ganz unmöglich aber war eine Unterbrechung der Talfahrt, wenn man das donnernde Hinabpoltern der Gefährte über Felsblöcke, die selbst der geübte Fußgänger gern umgeht, so nennen darf. Und dabei ist das Schlimmste noch nicht einmal das Herabsetzen von einer Stufe zur andern, obgleich der Unglückliche, der es wagt, diese Strecke auf der Vorkiste zurückzulegen, hin- und hergeschleudert wird, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Wenn aber der Wagen den weichgrundigen Uferabhang zu dem an der Talsohle hinziehenden Nachbett her-

unterrollt, dann heißt es aufpassen und die Tiere zu schnellem Trabe antreiben, damit nicht die ganze Last in den durcheinanderdrängenden Haufen der Zugochsen hineinfährt und die Deichselträger, die besonders wertvollen Hinterochsen, schwer verletzt oder gar tötet. Endlich war die Reihe von Hügeln und Tälchen durchzogen, und der Rest der Reise bis Otjikango katiti dünkte mich nach der eben überwundenen Strecke wie eine Fahrt auf einer guten Landstraße. Immer dichterer Busch umrahmte den Weg, häufig untermischt mit dem Hackdorn, von den Holländern „Wart ein bißchen“ genannt, weil, wer unvorsichtig seinen Zweigen zu nahe kommt, zu einem Aufenthalt genötigt wird; denn jeder hastige Versuch, sich zu befreien, bestraft sich durch ein tieferes Eindringen der mit Widerhäkchen versehenen Dornen in Kleidung und Haut. Mächtige Ana- und Giraffen-Akazien, dichtes Gestrüpp und parkartige Bestände bezeichneten das über tausend Meter breite Tal des Sneeuwriwier.¹⁾ Eine Gruppe wuchernder Opuntien deutete einen ehemaligen Garten an, und jeden Beobachter mußte bei dem Anblick dieser reichen Uferwaldung der Gedanke überkommen, daß es ein Leichtes sei, hier Wasser in Hülle und Fülle aus dem Boden hervorzuzaubern. —

Kurz vor Beginn der völligen Dunkelheit erreichten wir Otjikango katiti, und das erste, was wir vornahmen, war eine nach zweitägiger Entbehrung doppelt angenehme

¹⁾ Rivier, holländisch = Fluß.

Reinigung in dem warmen Wasser der Quellen. Dtjikango katiti (Klein=Dtjikango) ist ein von niedrigen Klippen und weißen Kalkbänken umgebener Felskessel, in dessen Mitte das Wasser einen 300 Meter im Durchmesser haltenden Sumpf gebildet hat. Am Nordrande dieser Fläche, in deren dichtem Binsengras Wildenten und Wasservachteln ihr Wesen treiben, sprudelten die ersten wirklichen Quellen hervor, die ich zu Gesicht bekam. Die Luft in ihrer Umgebung riecht widerwärtig nach Schwefelwasserstoff, und der Ausflußkanal des Wassers kündigt durch aufsteigenden Dampf dessen hohe Temperatur (63 Grad Celsius) an.

Der Treck zwischen Klein=Dtjikango und Dtjikango selbst bietet außer dem Blick auf den Flußpark wenig Neues. Wegen der großen Entfernung hielten wir noch unterhalb des Ortes eine Mittagsrast an einer besonders schattigen Stelle. Kein Mensch hätte beim Anschauen des in der Sonne glitzernden Sandes auf den Gedanken kommen können, daß sich ganz dicht unter der Oberfläche eine beträchtliche Menge Wassers finde. Ich grub in zehn Minuten mit einem Hölzchen ein Loch in den Boden des Flußbettes; und bereits in 30 Zentimeter Tiefe füllte sich die Höhlung mit klarem Wasser, das deutlich an der oberen Seite einfloß und nach der unteren hinzog, ein Beweis für das Vorhandensein eines reichlichen und ununterbrochen unterirdisch abfließenden Vorrats.

Die Wagen wendeten und fuhren durch das Flußbett auf Dtjikango zu, das, von weitem gesehen, ein sehr hübsches Landschaftsbild bietet. Unterhalb einiger steil empor-

ragender Felsgipfel breiten sich weithin grüne Grasflächen, das ganze Jahr hindurch erhalten von dem durch die Quellen des Ortes gebildeten Bache. Vor einer besonders steilen Wand erhebt sich die Kirche, ein stattlicher Steinbau, und rechts davon steht eine Gruppe hoher Palmen, deren feine Wedel sich scharf vom dunkelblauen Himmel abheben. Die Bewohner des Ortes, dem man auch den Namen „Groß-Barmen“ beigelegt hat, sind sehr dunkelfarbige Hereros. Eine Anzahl der gerade Anwesenden kam zu meinem Wagen, um Tabak und andere Kleinigkeiten zu erbetteln. Unter ihnen befand sich der Schulmeister, der auch den augenblicklich nicht vorhandenen Missionar vertrat und ganz gut deutsch sprach.

Dicht hinter Otjifango macht der Weg die rechtwinklige Wendung nach Süden, mit der die Straße in das Hochgebiet des Damaralandes hineinführt. Vorläufig allerdings war die Aussicht auf die fernen Berge und Hochländer noch versperrt; denn dichter Buschwald umsäumte den Weg, an dessen Seiten die schöne, rotblütige Aloe des Gebirges in großer Menge und dazwischen die mannhohen Regelbauten der Termiten erschienen. Plötzlich tauchten zwischen den Büschen eine Anzahl mit Hinterladern bewaffneter Hereros mit rotumwundenen Hüten auf, die uns würdevoll grüßend vorüberließen. Es war ein Vorposten, der, während das Vieh weidete, das Vorland scharf unter Beobachtung hielt, da der Krieg unter den Eingeborenen noch immer im Gange war. Noch ein letztes Mal durchfuhren wir den

Swakob und machten auf einer flachen, mit lichter Waldung bestandenen Anhöhe Halt. —

Am folgenden Morgen betraten wir die bergigere Landschaft im gras- und baumbestandenen Tale eines von Süden herabkommenden Flusses, dessen Bett an einzelnen Stellen von einem murmelnden Bache erfüllt war. An einem besonders schön bewachsenen Plage, bekannt unter dem Namen der Tabakstuinen (Tabaksgärten), wurde Mittagsrast gehalten. Während ich nach dem Essen im Halbschlummer im Schatten eines mächtigen Baumes lag, hörte ich jemanden neben mir mit lauter Stimme nach der Ochsenherde hinrufen: „Komm mal her, du altes Nas!“ Erstaunt richtete ich mich auf, gewahrte aber anstatt des Gefreiten, den ich im Verdachte hatte, daß er sich einer so unparlamentarischen Ausdrucksweise bedient habe, auf der anderen Seite des Baumstammes einen nackten Bergdamarajüngling, der seine an einen der ihm unterstellten Ochsen gerichtete Aufforderung mit den im besten Deutsch hervorgestoßenen Worten wiederholte: „Du verdammtes Vieh, willst du kommen!“ Die ganze Szene war ein erheiternder Beweis für die Leichtigkeit, mit der namentlich die jüngeren Eingeborenen auch unsere Sprache zu erlernen vermögen. Denn Unterricht darin haben sie niemals genossen; sie sind einzig und allein auf die richtige Wiedergabe aufgeschnappter Redensarten angewiesen.

Gegen Abend durchzogen wir ein immer enger werdendes Bergtal, dessen Gründe von dichten Dampwäldchen erfüllt waren. Die folgende Nacht brachte einmal ein

Reiseerlebnis, das an frühere Zeiten erinnerte. Wir hatten unser Lager in einem Seitentale des erwähnten Flusses, des Djiſevariviers, aufgeschlagen und uns ziemlich früh zur Ruhe gelegt. Gegen Mitternacht erwachte ich vom Geschrei der Schakale, dessen Wirkung durch das Gebell einer Herde Paviane verstärkt wurde. Schon stand der Mond über dem im Westen aufragenden Gebirge; und während ich so dalag, in die Betrachtung der wilden und einsamen Berge des Rhomaslandes versunken, verstummten plötzlich die Schakale, und auch die Felsenaffen hörten auf, ihre rauhen Kehllaute ertönen zu lassen. Eine unheimliche Stille trat ein. Da, mit einem Male erklang von dem fernen Hauptflusse herüber ein Ton, ähnlich einem kurzen, scharfen Donner, bei dessen Losbrechen die Luft zu zittern schien, ein Ton, unähnlich jedem tierischen Laut, den ich bis dahin gehört. Wohl sechsmal hintereinander wiederholte sich das Gebrüll, bei dessen Schalle die uns begleitende Dogge sich horchend erhob, und das eine leise Unruhe unter den in der Nähe weidenden Zugochsen hervorrief. Beim ersten Tone der mächtigen Stimme wußte ich, daß sie nur dem gewaltigsten Räuber der Steppe, dem Löwen, eigen sein konnte. Ich war sehr zufrieden, dies Gebrüll einmal vernommen zu haben. Denn man darf nicht etwa annehmen, daß das edle Tier sich im Süden des Damaralandes häufiger zeige. Nur sehr selten erscheint irgendwo ein Löwe, um sich nach kurzer Zeit wieder in seine eigentlichen Jagdgründe zurückzuziehen. —

Am folgenden Morgen passierten wir das herrliche

Bergtal von Otjiseba, an dessen Westseite sich Berg auf Berg zu jenem gewaltigen Hochlande empordrängt, das man als Rhomasland zu bezeichnen pflegt; der Name bedeutet das Felsen- oder Gebirgsland. Dann begannen die Wagen in einem Bogen den Talrand zu ersteigen, und während wir über die Höhen dahinzogen, deren Luft uns trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit erfrischend entgegenwehte, tauchte fern im Süden alpenartig eine rötlich schimmernde Kette auf, steile Wände und rissige Schluchten, schroffe Abgründe und himmelanstrebende Kuppen, das stolze Hochgebiet der Awasberge, an dessen Fuß unser lang-ersehntes Reiseziel lag, Windhoek, der Sitz der deutschen Herrschaft in der südwestafrikanischen Kolonie.

Über Okapuka, einen Platz mit reichlichem Wasser und schöner Weide, fuhren wir bis Brakwater, wo wir bei Beginn der Nacht einen eine halbe Stunde breiten Wald hochstämmiger Akazien durchzogen. Dann ging es weiter, Stunde um Stunde, denn wir wollten gern mit Tagesanbruch anlangen. Und es war Zeit, daß die Reise ein Ende nahm; denn schon am Abend hatten einige Tiere nicht mehr recht ziehen wollen; und während der kurzen Unterbrechungen der nächtlichen Fahrt waren wir genötigt, mehrere Ochsen ausspannen zu lassen, die vor Schwäche nicht mehr im Joch bleiben konnten. Eine letzte Rast hielten wir etwa eine Stunde vor dem Endpunkt der Reise, bis die Wagen nach Eintritt der Dämmerung zum letzten kurzen Treck sich in Bewegung setzten. Noch eine Windung der Fahrstraße, und auf der Hügelkette vor uns

zeigten sich die zinnengekrönten Türme des Forts und der Beamtenhäuser. Dann ging es an einem Wasserlauf hinter den Quelläärten hinauf zu dem freien Plaze vor der Feste, wo der Wagenpark unter dem Johlen und Schreien Hunderter von Eingeborenen auffuhr. Trotz der frühen Morgenstunde erschien gleich bei unserer Ankunft der wohlbeleibte Proviantmeister von Goldammer, in dessen Begleitung ich zum Store von Mertens und Sichel wanderte. Der Vertreter der Inhaber in Windhoek, Herr Nizsche, war von diesen brieflich ersucht worden, für meine Unterkunft Sorge zu tragen, eine Aufforderung, der er in höchst liebenswürdiger Weise nachkam, so daß ich für die nächste Zeit um eine Wohnung nicht zu sorgen brauchte.





4. Kapitel.

Windhoek.

Kaum eine Stunde nach meiner Ankunft machte Windhoek Anstalten, seinen neuen Bewohner kennen zu lernen. Da die Gesamtzahl der Europäer die Zahl fünfzig kaum überstieg, so war dieser Wunsch sehr erklärlich. Als erster am Plage erschien der Sekretär des Kommissariats, Reichelt, der mich bat, um die Frühstückszeit ein Glas Wein in seiner Wohnung zu trinken; und gleich darauf kehrte der geschäftige Herr von Goldammer zurück und überbrachte mir eine Einladung des stellvertretenden Führers der Truppe, des Premierleutnants von Bülow, zu Tische. Im Kommissariat lernte ich die Frau des Sekretärs kennen, die als erste in Windhoek ansässige Dame auch das Anrecht auf den ersten Besuch besaß. Da das für Reichelts im Bau begriffene Haus noch fern von seiner Vollendung war, hatte man ihnen eine aus zwei Zimmern bestehende Wohnung im Regierungsgebäude eingeräumt, wo sie sich ganz behaglich eingerichtet hatten. Die Zimmer waren hoch, lustig und bei Tage nicht übermäßig warm;

ihre Ausstattung entsprach etwa einer besseren ländlichen Wohnungseinrichtung in Europa; und wenn die Küche und Speisekammer hier manches entbehrten, was dort leicht zu beschaffen ist, so entschädigten dafür reichliche Mengen billigen Fleisches, so daß man das Fehlen anderer Dinge eine Zeitlang gern übersah.

Das Mittagsmahl, das in dem geräumigen, nur mit einem Fußboden von Rohziegeln versehenen Speisesaal eingenommen wurde, dessen einziger Schmuck in den Bildern der drei Kaiser bestand, ließ denn auch nichts zu wünschen übrig. Am Nachmittag wurden mehrere gefattelte Pferde vorgeführt, da von Bülow mir das Tal von Klein-Windhoel mit seinen Quellen und ehemaligen Gärten zeigen wollte. Wir ritten auf demselben Wege, den unsere Wagen am Morgen zurückgelegt hatten, bis zur Feste, hinter der die steinige Straße nach Osten umbiegt, um zwischen zwei buschigen Hügeln eine kleine Anhöhe zu überschreiten. Und während unsere Tiere auf der Höhe anlangten, bot sich uns ein herrliches Schauspiel. Vor uns dehnte sich, erfüllt von dichten Flußwäldungen, ein weites Tal, dessen sanfte südliche Hänge durch ein üppiges Grün das Vorhandensein ständig fließenden Wassers verrieten. In einiger Entfernung erhob sich auf einem hügeligen Vorsprung ein Befestigungsturm und in der Tiefe dahinter ein großes, weißes Gebäude, das ehemalige Haus der Barmer Mission. Aber hier sind es nicht wie in Djimbingue die Pflanzengruppen und die Anzeichen geordneter menschlicher Tätigkeit, die die Aufmerksamkeit zu-

nächst in Anspruch nehmen. Viel mehr als durch die Akazienwäldchen der Quellzone und durch das Rieddickicht am Wasser wird der Blick des auf den Höhen entlang Reitenden immer wieder durch das Hochland angezogen, das in endlosen, gipfelgeschmückten Wellen zu dem schroffen Ostabfall der Awasberge emporsteigt. Dieser bildet in riesigem, ein wenig nach Norden gerichtetem Bogen einen unübersteiglichen Abschluß für ein buntes Gewirr von Hügeln, Kämmen und einsamen Bergtälern, den sicheren Schlupfwinkeln des stattlichen Kaama (Hartebeest)¹⁾ und des mächtigen Kudu, der schönsten Bergantilope von Südafrika.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Versammlung aller Ansiedler anberaunt, um deren Äußerungen und Wünsche entgegenzunehmen und darüber an die Deutsche Kolonialgesellschaft berichten zu können. Es war eine bunte und gemischte Gesellschaft, die sich in dem baufälligen Gemäuer, genannt Missionshaus von Klein-Windhoeck, zusammenfand. Allgemein äußerten die älteren Afrikaner den Wunsch, man möge von einer Kleinsiedelung absehen und sogleich mit der Verteilung größerer Farmen vorgehen. Wie schwer aber war es, neben der Anerkennung gerechtfertigter Wünsche den Leuten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu geben! Traurig war die Erfahrung, die wir Tag für Tag machen mußten, daß unter den aus Deutschland eingetroffenen Ansiedlern ein immer

1) Einer Antilopenart.

wachsender Zank und Unfriede herrschte, dem oft nur durch ein kräftiges, richterliches Machtwort oder gar durch polizeiliches Einschreiten ein Ende gemacht werden konnte. —

Doch schauen wir uns nun noch ein wenig in Groß-
Windhoek um! Das Bauwerk, dessen Ausdehnung und
Anlage das landschaftliche Bild des Ortes bestimmte, war
die Kaserne, gewöhnlich Feste genannt. Ein von hohen
Mauern umschlossener Hof von wohl fünfzig Meter Länge
und zwanzig Meter Breite war an der Innenseite von
den von der Mannschaft bewohnten Räumen umgeben.
Das Viereck fester und nach außen mit Schießscharten ver-
sehener Häuser öffnete sich außer durch zwei kleine Pforten
nach dem freien, sich westlich zu den Quellen herabsenkenden
Abhänge; dieses Tor wurde bei Nacht durch eine ge-
waltige Gittertür verschlossen. Am stärksten jedoch war
das Werk, dessen rote Außenwand an einzelnen Stellen
sechs Meter Höhe erreichte, an den vier Ecken, an denen
sich ebensoviel zinnenübertragte Türme erhoben, die auch
noch nach einer höchst unwahrscheinlichen Einnahme des
Hofes eine kräftige und wirksame Verteidigung des Ganzen
gestattet haben würden. Diese Feste war von den Mann-
schaften selber errichtet, und ihre Erbauung bedeutete eine
anerkennenswerte Leistung der Führer sowie der Truppe.
Für die Speisung der Leute war, etwa zweihundert Meter
unterhalb, am Rande des weiterhin stärker sich senkenden
Hügels ein Küchengebäude aufgeführt, in dessen großem
Saale auch Festlichkeiten stattfanden, und das später durch
den Anbau eines Schlachthauses und einiger Nebenräume

bedeutend erweitert wurde. Von hier aus hatte man eine hübsche Aussicht in das westliche Hügelland und auf den Talweg, an dem sich das eben vollendete Proviant- und Postgebäude mit seinem geräumigen Hof und seinen großen Niederlagen erhob.

In diesen beiden Häusern spielte sich ein Teil des Lebens der ersten wirklichen Truppe der Kolonie ab; denn die von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegen Ende der achtziger Jahre angeworbene kleine Privattruppe kommt für die Geschichte des Landes nur wenig in Betracht. Merkwürdig war freilich auch die rechtliche Stellung der späteren Mannschaften; denn diese waren weder dem Kommando der Armee noch dem der Marine unterstellt; sie wurden vielmehr auf Grund eines von jedem einzelnen unterzeichneten Vertrages mit dem stellvertretenden Kaiserlichen Kommissar, Hauptmann von François, angeworben. Es war demnach eine echte Söldnertruppe, allerdings an Zahl zu schwach, um zu kriegerischen Unternehmungen verwendet zu werden; denn Ende 1892 waren von den ursprünglich vorhandenen fünfzig Mann nur noch ungefähr fünfundvierzig in Dienst. Eines jedoch hatten sie vor den späteren Ersatz- und Verstärkungs-Sendungen voraus, als ich sie kennen lernte. Waren sie schon von Haus aus ausgesucht stattliche und gewandte Männer, die alle bereits eine längere Dienstzeit in der Heimat hinter sich hatten, so kam bei den meisten eine nicht geringe Kenntnis des Landes und seiner Natur hinzu, wie sie sich nicht nur auf längeren Reisen, sondern auch infolge der eigen-

artigen Verhältnisse erworben hatten, unter denen sie ihr Leben in und um Windhoek führten. Daheim vielleicht Knechte oder Handwerksgefelln, auf jeden Fall wenig beachtete Glieder der Gesellschaft, waren sie hier schon als Weiße bis zu einem gewissen Grade ihren Vorgesetzten ebenbürtig; hier waren sie Herren, in denen der Ureinwohner allein auf Grund ihrer Farbe eine höhere, herrschende Klasse, wenn auch widerwillig, anerkannte. Die oft ein wenig zügellose Freiheit, die namentlich die Energischeren unter ihnen beanspruchten, der Besitz lebendigen Eigentums — bei den einen waren es freilich nur Hunde, bei anderen dagegen Reitpferde oder gar kleine Viehherden —, das Halten eigener farbiger Diener und endlich die Aussicht auf ein baldiges Ende der Dienstzeit und auf ein zwar hartes und arbeitsames, aber dennoch herrenmäßiges Leben auf eigenem Grund und Boden hatten ihnen nicht mit Unrecht die scherzhafte Bezeichnung einer Soldateska von Wallensteinschen Söldnern verschafft. Und was diese Leute als Arbeiter geleistet hatten, war aller Achtung wert. Sämtliche damals vorhandenen Gebäude waren von ihnen errichtet; und dabei zeichnete sich das Innere der neueren Wohnungen durch eine Ausführung aus, die man in dieser Vollkommenheit hier nicht erwartet hätte. Gut eingerichtet und in Ordnung gehalten war auch der der Truppe überwiesene Garten, der natürlich anderthalb Jahre nach seiner Anlegung noch nicht den Eindruck der Vollendung machen konnte. Eine wirkliche Zierde darin waren bereits die allenthalben an

den Bassins und Rinnalen gesetzten Ricinusstauden, eine an feuchten Stellen am schnellsten wachsende und deshalb sehr beliebte Schattenpflanze.

Dieser Garten, der mit seinen zahlreichen Gemüsebeeten, seinen jungen Feigenbüschen, seinen Maulbeer-, Pfirsich- und Orangenbäumchen und mit seinen eben erst gesetzten Weinstöcken eine Fläche von 8000 Quadratmetern einnahm, hing ebenso wie die kleineren Privatgärten des Ortes und wie das große Versuchskornfeld jenseit des Kommissariatsgebäudes gänzlich von dem Wasservorrat der Quellen ab, die in einer langen Reihe dem oberen Rande des Festungshügels entströmen. Auf große Entfernung bereits verraten sie namentlich am Morgen und Abend durch emporsteigende Dampfwolken den hohen Wärmegrad, durch den sie sich vor allen anderen südafrikanischen Gewässern auszeichnen. Der stärkste Strahl besitzt an seiner Ausflußstelle eine Temperatur von 77,5 Grad Celsius; und die Kalkfelsen, zwischen denen ununterbrochen eine beträchtliche Wassermenge hervordringt, sind so heiß, daß es unmöglich ist, die Hand länger als eine Sekunde auf die glühenden Platten zu halten. Zu bedauern ist nur, daß die starken Quellen von Groß-Windhoeß, da ausgedehntere Flächen besseren Bodens in ihrer näheren Umgebung fehlen, nicht genügend verwertet werden können, während in Klein-Windhoeß zwar reichlich anbaufähiges Land, aber verhältnismäßig wenig Wasser vorhanden ist. Den Neid europäischer Hausfrauen mag die Mitteilung erregen, daß die Haus-

haltungen unserer südwestafrikanischen Residenz niemals Mangel an beliebig warmem Wasser zum Waschen und Baden zu leiden brauchen; zum letztgenannten Zweck war es sogar nötig, das in die Badehäuser eingelassene Wasser eine Stunde lang abkühlen zu lassen, bevor man an eine Benutzung denken konnte. Zur Herstellung des Trinkwassers bediente man sich der in ganz Südafrika üblichen Einrichtung der leinenen Wasserfäcke, die durch die ununterbrochene Verdunstung einer kleinen Flüssigkeitsmenge nach wenigen Stunden eine sehr angenehme Kühlung erzeugen; wir haben oft genug unser Getränk auf 15 Grad unter die Lufttemperatur gebracht, eine Leistung, die im europäischen Sommer ohne beträchtlichen Eisverbrauch kaum zu erreichen ist. Der Schwefelgeruch, der allen Quellen von Windhoef in hohem Grade anhaftet, verliert sich während des Kühlens vollständig; und ich habe nicht nur keine die Gesundheit schädigende Wirkung des Trinkwassers bemerkt, sondern im Gegenteil wie die andern Einwohner nach seinem Genuß stets das größte Wohlbehagen empfunden.

Um die Tiefe des Sickerwassers unterhalb der Quellen in Erfahrung zu bringen, stellten wir einige Bohrversuche an, die zeigten, daß der größte Teil des Wassers im Boden versinkt und unter der Oberfläche völlig ungenutzt talabwärts strömt. Nach mehrfachen Bohrungen übergab ich das dabei benutzte, fünf Meter lange Gestänge meinem kürzlich angenommenen Diener, einem Bergdamara, namens Harakab, der in Otjimbingue Lesen und Schreiben

und, worauf mir mehr ankam, in seinem früheren Dienst bei Nitzsche auch ein wenig Kochen gelernt hatte. Er erhielt die Weisung, die stählernen Stangen ordentlich mit Fett einzureiben. Auf meine am Abend an ihn gerichtete Frage, ob sein Auftrag erledigt sei, erwiderte er im stolzen Gefühle erfüllter Pflicht, er habe „das eiserne Gut“ sehr sorgfältig eingefettet. Doch unsere Freude über den zuverlässigen Jungen wurde stark gedämpft, als wir bemerkten, daß er zu seiner Arbeit einige Pfund der besten holsteinischen Tafelbutter verwendet hatte, die zu allem eher als zum Schmieren eines geologischen Bohrers bestimmt war. — —

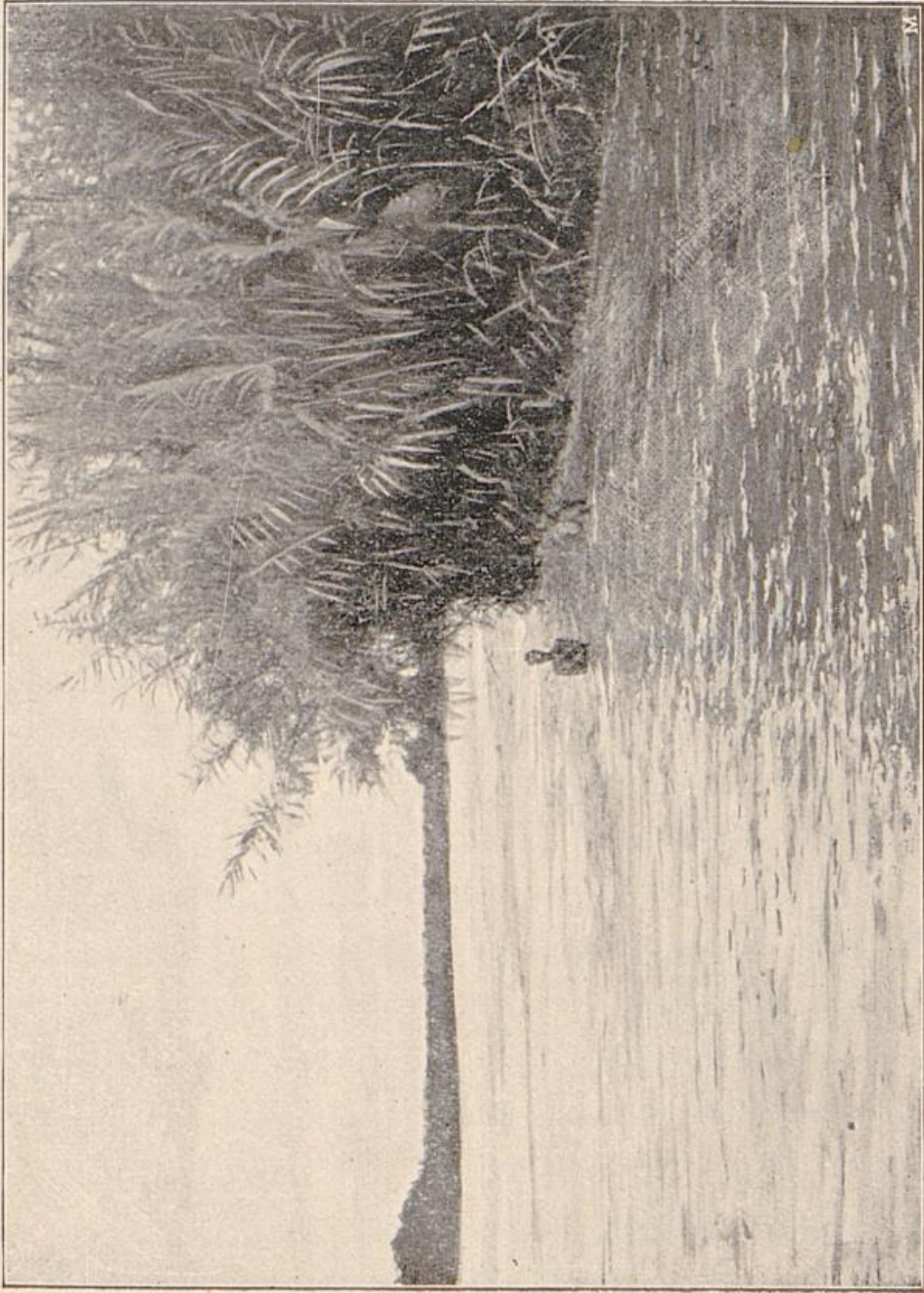
Wer es unternimmt, die Landschaften des Damaralandes zu schildern, hat mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Die Fülle von Licht, die Glut der Farben beim Sonnenuntergang, das leuchtende Sternenheer des Südens und der schwermütige graublauwe Duft, der über den endlosen Fernen liegt, verlangen die lebhafteste Mitarbeit der Einbildungskraft des Lesers. Vor allem sind es die Formen der Berge, der Absturz der Wände und die ganze unheimlich anziehende Wildheit der unberührten Natur, die jeden Vergleich mit unseren mitteldeutschen Hochgebieten ausschließen. Während die Gneismassen, die die Erhebungen des südlichen Damaralandes bilden, von der einen Seite oft ohne Mühe selbst zu Pferde zu ersteigen sind, bleibt das Tier oben plötzlich wie festgewurzelt stehen: zu Füßen des Reiters gähnt eine meilenbreite Talspalte, auf der Gegenseite von neuen, zerrissenen Erhebungen begrenzt.

Die dunkelgrünen Baummassen tief unter uns sind die Uferwälder des Flusses; und um diese und die breiten Weidestrecken zwischen ihnen und dem Berglande zu erreichen, müssen wir absteigen und, das Pferd am Zügel führend, vorsichtig von einer Stufe zur anderen klettern. Den Charakter des unüberwindlichen Hochgebirges trägt namentlich die stolze Kette der Awasberge, deren Haupt Rücken sich an sechshundert Meter über das Gewirr der ihn umgebenden Fluß- und Bachtäler erhebt. Weit hinaus in das Land leuchten die weißen Quarzrisse, die in den nördlichen Zug seiner Steilwände eingesprengt sind. Dazwischen ragen runde Kuppen von rötlichem Schimmer zum Himmel, an anderen Stellen wieder schießen Felsnadeln hervor, die den kühnsten Spitzen unserer Alpen an Schroffheit gleichkommen, und zwischen den steilen Wänden breiten sich, hoch über dem wüsten Geröll der Paßtäler, Weidestrecken von vielen hundert Hektar aus, deren einige als Gesundheitsposten in der Zeit der Pferdepeuche Bedeutung erlangt haben.

Welch ein anderes Bild dagegen erblickt man in den Engen der Täler, in denen nicht selten die Wände so dicht zusammentreten, daß kaum ein Sonnenstrahl in die düstere Schlucht zu dringen vermag. Bisweilen füllt am Fuße der Felsmauern eine natürliche Zisterne den Grund aus, in deren dunklen Wasserspiegel lange Schlinggewächse herabhängen, und aus deren Tiefe das dumpfe Gelärm großer Frösche hervorschallt. Vielfach nötigen vorspringende Felsen die Flüsse des Hochlandes, durch ein enges Tor aus

einer Talweite in die andere ihren Weg zu suchen. Dort ist es möglich, mittels eines Querdammes von geringer Länge den Fluß zum Anwachsen zu bringen und das obere Tal in einen kleinen See zu verwandeln. Hier kann man gewaltige Wassermengen ansammeln und zur Berieselung der unterhalb liegenden Flächen verwenden. Was damit besonders für die Kultur des Weines, des Tabaks, der Südsfrüchte und schließlich selbst für den Anbau von Futterpflanzen und Nutzholz geleistet werden könnte, bedarf kaum der Erörterung.

Die nutzbringende Wirkung der Flüsse ist jedoch nicht die einzige. Wenn im Oktober oder später die ersten Regen im Gebirgslande gefallen sind, beginnen sich die dünnen Aderchen, denen man von Zeit zu Zeit begegnet, zu kleinen Bächen zu verstärken. Bald darauf, wenn der Himmel sich häufiger mit schwerem Gewölk umzieht und die ersten heftigen Gewittergüsse in den höchsten Teilen des Landes stattfinden, wachsen sie an; und hat dann die eigentliche Regenzeit eingesetzt, so beginnt der Fluß „abzukommen“. Nach einem besonders heftigen Sturzregen hört man, am Ufer des Bergflusses stehend, erst leise, dann immer stärker ein donnerähnliches Geräusch. Wie aus der Erde hervorbrechend schwillt der eben noch ruhig dahinrieselnde Bach empor. Plötzlich zeigt sich oberhalb unseres Standortes in der breiten Rinne eine tosende Wassermenge, die mit fabelhafter Schnelligkeit heranrückt, ein sprudelnder, brausender Strom, der oft einen Teil der Uferwand hinabreißt, und von dessen Gewalt die mächtigen Stämme ent-



Fluß während der Regenzeit.



Fluß während der Regenzeit.

ist das Gras in der Nähe der Niederlassungen abgeweidet, und nur in entlegener Gegend zeigt die gelbe oder rötliche Färbung des Bodens, daß dort noch Futter für größere Herden vorhanden ist. In der Umgebung der Orte und Viehwerften aber tritt auf weite Strecken der nackte braune oder graugelbe Boden zutage; nicht einmal die Bäume und Büsche auf den Bergen und am Flusse bringen dann Abwechslung in die mehr und mehr verödete Gegend. Da plötzlich tritt eine Änderung ein, die den Europäer mit Staunen erfüllt. Noch ist der Erdboden steinig und wüst, da hüllen sich schon die Holzgewächse in ein Kleid von zartgefiederten grünen Blättchen, und bald darauf erfüllt die Täler der kräftige Duft weißer und gelber Akazienblüten. Die geheimnisvolle Anpassung der Pflanzen an die Natur ihrer Heimat hat ein Wunder vollbracht; denn häufig genug erwacht der Dornwald zu neuem Leben, ehe auch nur ein Tropfen Wasser die Erde erreicht hat.

Endlich, wenn nach längerer oder kürzerer Dauer die Schleusen des Himmels sich öffnen, erfreut sich das Auge an dem sprießenden Grün. Zunächst ist es das Gras, das überall in feinen Büscheln emporwächst und bei genügender Stärke des Regens schließlich zu hohen Beständen zusammenschießt. Dazwischen beginnt es in bunten Massen zu blühen. Siliengewächse, erikaartige Stauden und eine ganze Anzahl fleischiger und dickblättriger Pflanzen erscheinen da, wo kurz vorher nichts zu sehen war als Staub und Geröll. An tiefgelegenen,

feuchten Stellen bilden sich wahre Dickichte von herbem Binsengras und hohem, windumspieltem Niedergebüsch. Solange die heftigen Niederschläge der Regenzeit anhalten, behält das Grasfeld seinen grünlichen Schimmer. An Talwänden und Felsen ragen die wunderlichen Gestalten der Aloen hervor, aus deren palmähnlichem Strunk eine mit herrlichen, glutroten Blüten geschmückte Staude hervorstößt. Doch die grüne Färbung des Bodens hält infolge der Einwirkung der Lufttrockenheit nicht lange an. Wenige Wochen, und die Grasflächen haben ihre gelbe Färbung wiedererlangt, und über der Landschaft ruht abermals jener eigenartige violette Duft, der so recht zu den endlosen Fernsichten bei Tage und zu den glühenden Tinten des Abendhimmels paßt, die unbeschreiblich eindrucksvolle Grundfarbe des afrikanischen Hochlandes. —

Dies so abwechslungsreich gestaltete Gebiet ist der Schauplatz eines reichen Tierlebens. Die Alleinherrschaft der wilden Tiere ist allerdings dahin; doch so arg, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, steht es selbst in nächster Nähe von Windhoek noch nicht mit der Abnahme des Wildes. Noch heute durchstreifen die Riesen unter den Antilopen, das Kudu und das Hartbeest, beide bisweilen von der Größe eines Pferdes, in Rudeln bis zu fünfzehn Stück die entlegeneren Bergweiden. Neben ihnen wahren die beiden kleinen Vertreter der Gattung, der Steinbock und der Quifer, die ihr eigene Zierlichkeit in Bau und Bewegung. Besonders diese beiden Antilopen und die häufig vorkommenden Hasen pflegten wir zu verfolgen;

denn zur Jagd der großen Tiere fehlte in der Regel die Zeit.

Doch nicht nur der Mensch stellt dem Hoch- und Mittelwilde des Berglandes nach; noch haufen zahlreiche große Leoparden in den Höhlen und Klüften des Gebirges. Nicht selten findet man in der Nähe der Flüsse die Spuren ihrer Taten, und bisweilen treibt der Hunger ein besonders freches Tier in die Nähe der Häuser. Sogar in unsern Garten in Windhoek gelangte eines Abends ein „Tiger“, wie er hierzulande genannt wird, und andere brachen von Zeit zu Zeit auf den Viehposten in die Hürden der Schafe und Ziegen. Wegen seiner Schnelligkeit und Gewandtheit ist das Tier sehr gefürchtet, und es gibt wenige Leute, die es wagen würden, einen Leopard oder den ihm verwandten Gepard mit der Büchse in der Hand anzugreifen. Ungereizt vergreift sich indessen der Leopard unseres Schutzgebiets wohl niemals an einem Menschen, und das gilt in noch höherem Grade von den verschiedenen Angehörigen des Hyänengeschlechts, selbst von der großen, gefleckten Art. Gerade deshalb ist der wilde Hund, das merkwürdige Verbindungsglied zwischen Wolf und Hyäne, der sich in kleinen Rudeln im Hochland umhertreibt, so außerordentlich gefürchtet, weil er nicht allein das größte Wild oder einen starken Ochsen anfällt, sondern sogar vor dem Herrn der Schöpfung keine sonderliche Furcht zu hegen scheint. Zahlreiche kleinere Katzen, unter ihnen die herrlich gefärbten Luchse Südafrikas, die als Kott Katzen bezeichnet werden, und die Abarten des Schakals

vervollständigen die Liste der jagdbaren Raubtiere im Herzen des südlichen Damaralandes. Auch die Vogelwelt des Berglandes bietet genug interessante Erscheinungen. Die Nasgeier mit ihren nackten Halsen und Köpfen und Adler von bedeutender Größe vertreten die Klasse der stattlicheren Raubvögel. Unter der Schar der kleineren geflügelten Wesen zeichnen sich mehrere Arten durch wundervolle Farben aus, die während des Fluges im Sonnenschein förmlich glitzern und leuchten. Der Jäger richtet indessen auch hier wieder seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf das nützliche, d. h. eßbare Wildgeflügel, das in allen Größen, vom riesenhaften Baaum (einer Trappenart) bis zur zierlichen Holztaube, die grasigen Hänge und das dornige Buschwerk durchschwärmt. Dabei trifft man einzelne Gattungen außerordentlich zahlreich an. Den fasanenähnlichen Savannenhühnern und dem großen Perlhuhn kann man in Völkern von hundert Stück und darüber begegnen.

Nicht immer aber sind die Schüsse, deren donnernder Widerhall bisweilen am frühen Morgen oder gegen Abend durch die Täler rollt, auf irgendwie nutzbare Tiere gerichtet. Die unheimliche Häufigkeit der Reptilien führt für einen jeden von Zeit zu Zeit eine Begegnung mit den gefährlichsten Angehörigen dieser Tierklasse herbei. Sind die zahllosen bunten Eidechsen und die großen leguanähnlichen Baumechsen auch entgegen dem Volksglauben völlig unschädliche Geschöpfe, so ist beim Zusammentreffen mit Schlangen in jedem Falle Vorsicht von nöten. Sehr

oft hört man ein verdächtiges Rascheln in den Umzäunungen der Gärten, oder man sieht die blitzartige Zickzackbewegung des hohen Grases, die den Weg einer größeren Schlange verrät. Nicht einmal die nächste Nähe der Häuser ist einigermaßen sicher vor dem Besuche der Tiere, und besonders die an Stelle der Unterwölbung verwandten lockeren Anhäufungen von Schutt und Geröll unter den ersten Bauten in Windhoek waren ein beliebter Schlupfwinkel der scheußlichen Reptile. Mehrfach wurden große Exemplare der einheimischen Cobra vor und selbst auf unserer Veranda getötet, eines wurde unter der Treppe des Françoischen Hauses, ein anderes in einem Pferde-stalle umgebracht. Einmal wurde eine Buffotter in dem Vorraum der Küche, ein andermal eine Mamba in dem Schlafraum unserer Diener erwischt, und eines Tages kroch sogar unter dem Eßschrank in unserem Speisesaal eine halbwüchsige Cobra hervor, um eiligst vom Leben zum Tode befördert zu werden. All diese Fälle ereigneten sich auf zwei Grundstücken innerhalb eines Jahres und werden genügen, die Häufigkeit der greulichen Geschöpfe zu beweisen. Das sicherste Mittel, sich ihrer zu entledigen, ist ein guter Schrottschuß, der allerdings den Nachteil hat, daß die Haut des Tieres in den meisten Fällen nicht mehr benutzt werden kann. Bei einiger Vorsicht ist es auch nicht schwer, der Schlange mit einem kräftigen Stockhiebe das Rückgrat zu zerbrechen und sie auf diese Weise völlig unschädlich zu machen. Zu einer anderen Art des Tötens wird sich allerdings nur ein geübter Schlangen-

jäger verstehen wie Rusch, der damalige Lazarettgehilfe der Schutztruppe, der das durch einen Hieb oder Steinwurf wehrlos gemachte Tier mit geschicktem Griff im Nacken packte und ihm dann mit einem von hinten in den Kopf gestoßenen spizen Hölzchen völlig den Garaus machte.

Der Reichtum des Landes an interessanten Tieren führte uns dazu, uns eine förmliche Menagerie auf dem Hofe des Kommissariats zu halten. Schakale, Wildkazen, Adler, Schuppentiere, Schildkröten und dergleichen mehr waren zeitweilig daselbst anzutreffen; die Krone der Sammlung aber war unser Hans, der allerdings durch seine Zudringlichkeit seine anfängliche Beliebtheit verscherzte. Hans war ein Strauß, und wer in die Leistungsfähigkeit des Straußenmagens irgendwelche Zweifel setzt, hätte sich davon nach kurzem Aufenthalt in Windhoek bekehren müssen. Abgesehen von lebendig verschluckten Rüfen, von Steinchen und ähnlichen Dingen fraß der Vogel bereits als junges Tier Stahlfedern und Zigarren; und als eines Tages der Schlüssel aus der Küchentür verschwunden war, fiel auf unseren biedern Strauß der Verdacht, ihn verschluckt zu haben. Die Richtigkeit dieser Vermutung stellte sich am folgenden Morgen heraus. Leider war das Tier dumm genug, eines Tages ein Bad in einer der heißesten Quellen des Ortes zu nehmen, eine Unvorsichtigkeit, die seinem kostbaren Leben ein jähes Ende bereitete.

Die größte Erheiterung indessen verschafften uns unzählige Male die von uns gehaltenen jungen Bärenpaviane. Hatte einer von ihnen sich aber von der langen

Kette befreit, die gewöhnlich als Fessel diente, dann galt es, alle zerbrechlichen Gegenstände schnell zu entfernen. Das komischste Schauspiel war das Baden der Affen. Häufig wurden sie an einer Leine zu dem hinter dem Hofe gelegenen Wasserbecken geführt. Kaum bemerkten sie die Wasserfläche, da ertönte jedesmal ein gellender Schrei des Entzückens; ein Ruck, und die Tiere sausten in kunstgerechtem Kopfsprunge hinunter; nun begann ein regelrechtes Wettschwimmen und ein Umhertummeln vollständig wie bei Jungen, die sich im Bade vergnügen und balgen.





5. Kapitel.

Reise nach Rehoboth.

Mein Aufenthalt in Windhoek sollte zunächst nicht von langer Dauer sein. Herr Duff, der Vorsitzende der Kaiserlichen Bergbehörde, plante eine mehrwöchige Expedition und forderte mich auf, daran teilzunehmen. Ich sagte sehr gern zu, und da der Bruder und Adjutant des Kommissars, Premierleutnant von François, mittlerweile eingetroffen war und die Führung der Truppe wieder übernommen hatte, so war auch von Bülow in der Lage, sich uns anschließen zu können. Als Tag der Abreise war der 25. September festgesetzt. Da wir nichts zu versäumen hatten, beschlossen wir, den Wagen vorausfahren zu lassen und erst am Nachmittag nachzureiten. Wir hatten nur einige kleine Balken und zwei Duzend Platten Wellblech nach Heusis, im Flußgebiet des oberen Kuiseb, zu befördern, um deren Mitnahme uns das Truppenkommando ersuchte.

Da ich im Hinblick auf die bevorstehende Regenzeit, in der man Pferde wegen der im Januar ausbrechenden

Seuche nicht benutzen kann, mir noch kein Tier anschaffen durfte, erbot sich Nixsche, mich bis zum ersten Ausspannplatze in den Vorbergen des Hochlandes zu bringen. Duff und von Bülow hatten Windhoek bald nach Mittag verlassen, und da mein gefälliger Begleiter durch seine Tätigkeit im Store verhindert war, das Haus so früh zu schließen, wurde es halb fünf Uhr, bis wir endlich zum Ausbruch gerüstet waren. Der Weg zweigte schon nach kurzer Zeit in südwestlicher Richtung von der nach Rehoboth führenden Straße ab, blieb noch eine Strecke weit in ebener, abwechselnd von Buschwald und Graswuchs bedeckter Fläche; dann begann er sich langsam zu heben, und nach einer Stunde befanden wir uns in den Bergen. Je mehr die Straße sich in diesen emporwand, um so freier öffnete sich die Aussicht auf die hintereinander aufsteigenden Ketten, die jetzt in der abendlichen Beleuchtung auffallend den Eingängen in den oberen Schwarzwald oder in die Vogesen glichen. Und wie um diesen Eindruck noch zu verstärken, wehte uns eine strenge, kühle Bergluft entgegen. Zuletzt begann der Weg beim Umbiegen um eine hohe Kuppe sich steil in ein kleines Tal hinab zu senken, in dem wir von der Höhe aus den Wagen tief unter uns halten sahen. Vorsichtig kletterten unsere Pferde an der Berglehne hinab, bis wir nach Sonnenuntergang an der Kastrstelle eintrafen.

Da wir am andern Morgen sehr früh aufzubrechen gedachten, verabschiedete sich Nixsche gleich nach dem Abendessen, und unsere Diener traten mit Hacke und Schaufel

an, um eine kleine Fläche des weichen Bodens von Steinchen, Gras und Zweigen zu säubern und unsere Korkmatrizen und Schlafdecken darauf auszubreiten. Dann ward das Licht gelöscht, und bald lag das ganze musterhaft solide Lager in festem Schlummer zu einer Zeit, wo zu Hause die kleinen Kinder zu Bett gebracht werden. Ich träumte von Berlin und seinen Annehmlichkeiten, bis mir im Schlummer der erste Pferdebahnwagen vorüberzufahren schien. Leider war es nur die Glocke am Halse eines der Ochsen, die man eben zum Einspannen trieb. So wurde denn hastig der Kaffee getrunken, und dann bestiegen meine Genossen ihre Pferde, um mit ihren Dienern voranzureiten und, wenn das Glück ihnen günstig, eine Antilope für die Feldküche zu ergattern, während ich beim Wagen zurückblieb, um die Leute, die bei der Ausbesserung eines Rades länger als nötig zu verweilen schienen, ein wenig zur Eile zu mahnen.

Es war eine bunte Gesellschaft, die da theils arbeitete, theils müßig um unsern Wagen herumlungerte; alle in Südwestafrika vorkommenden Rassen der Eingeborenen waren vertreten. Der Treiber, Paulus Klaaßen, war ein Bastard, allerdings einer von der wenig ansprechenden Sorte der Hoachanasleute, der Leiter des Wagens dagegen ein innerlich ebenso reiner, wie äußerlich schmutziger Hottentotte von dem zersprengten Stamme des Jan Jonker Afrikander. Mein Diener Harakab und unser Ochsenwächter waren Bergdamaras, demnach Vollblutneger, und die Diener der beiden andern Herren, die so friedlich

nebeneinander ritten, gehörten den zwei tödlich verfeindeten Hauptvölkern des Schutzgebiets an: von Bülows Augustin Saviongea war ein Herero, ein naher Verwandter des alten Kamaharero, und Dufts Wilhelm ein Hottentotte vom Stamme Hendrik Witboois. Und damit auch die wunderlichen Überbleibsel der Urbevölkerung vertreten seien, saß dort am Feuer ein Buschmann, der sich uns bis Rehoboth angeschlossen hatte und gegen Beteiligung am Essen kleine Dienstleistungen für die andern übernahm.

Von unsern zwanzig Ochsen befanden sich nur vierzehn im Joch; bei dem starken Anstieg der Straße auf der einen, dem starken Absturz auf der anderen Seite der immer höher über die Flußlandschaften von Windhoef emporragenden Hügel war diese Bespannung eine mäßige, und wir kamen darum nur langsam vorwärts. Die Büsche begannen seltener zu werden, je höher wir stiegen, und größere Bäume standen nur noch im Grunde der zahlreichen kleinen Täler, die unser Wagen zu durchfahren hatte.

Als unser Gespann in zweistündiger Fahrt die letzten Höhenrücken überwunden hatte, breiteten sich endlich die Hochflächen des Rhomaslandes vor uns aus. Von der Nachmittagssonne beleuchtet, wogten die goldigen Grasflächen im Winde wie ein unabsehbares Kornfeld, in dem unsere Reiter als weiße Pünktchen hier und da aufstauten. Endlich lagen die Talschluchten von Ongeama hinter uns, und während der Wagen schneller als bisher durch die

wogende Prärie fuhr, ruhte das Auge auf einem gewaltigen Tafelberg, der fern im Südwesten, von dem untergehenden Tagesgestirn bestrahlt, über das Hochland herüberschimmerte. Es war der Gamsberg bei Hoornkrans, in dessen Tälern ein halbes Jahr später jene Kämpfe beginnen sollten, die ganz Südafrika zwanzig Monate hindurch in Spannung erhielten.

Nach Eintritt der Dunkelheit erreichten wir den Harisfluß, der mehrere große Wasserstellen besitzt, und an dem in der vom Südrande des Hochlandes umwallten Ebene der schöne Platz gleichen Namens liegt, der von uns zum Ort des Nachtlagers gewählt war.

Als ich mich am folgenden Morgen kurz vor Sonnenaufgang erhob, zeigte das Thermometer kaum 1 Grad Wärme, und der Wasserfaß sowie die Waschschüssel waren von dicken Eisklumpen ausgefüllt. Solche Nachtkälte ist auch im Frühling hier eine ganz gewöhnliche Erscheinung; denn die Ebene von Haris liegt mehr als 1900 Meter über dem Meeresspiegel, unser Lagerplatz war demnach volle 100 Meter höher als der Gipfel des Rigi.

Wir wandten uns nach Norden und begannen nach einstündiger Fahrt die zweite und höchste Terrasse des Rhomaslandes zu ersteigen, wobei der Wagen wieder einmal in stundenlanger Berg- und Talfahrt die Einzelerhebungen des Hochlandes zu überwinden hatte. In einem engen Tälchen blieb unser schweres Gefährt infolge der Nachlässigkeit unseres Ochsenleiters im steilen Uferlande des Baches stecken. Es bedurfte der gemeinschaft-

lichen, angestregten Tätigkeit der gesamten Begleitmannschaft, um ihn nach einstündigem Schaufeln aus dem weichen Boden herauszubekommen. So langten wir in der Schlucht, in der sich die Matchleß-Mine, ein verlassenes Kupferbergwerk, befindet, erst nach 1 Uhr mittags mit einer bedeutenden Verspätung an, sehnsüchtig von den Berittenen erwartet.

Der Abstieg zur Mine war fürchterlich. Der mit starken Ketten gehemmte Wagen rutschte einfach von selbst in die Tiefe; mit seinem langen Ochsenzuge nahm er sich von weitem wie ein riesiger Tausendfuß aus, der eine fast senkrechte Wand vorsichtig hinabkriecht. Das Tal, in das sich der Hügel, der die Erzlager in seinem Innern birgt, hinein erstreckt, ist so eng, daß der Wagen an manchen Stellen neben dem Flußbett kaum noch Platz zum Fahren fand. Wir schlugen unser Lager an einer schattigen Stelle der Halden, fünfzig Schritte vom Eingangstollen entfernt, auf, um alsbald das zur Feier von Dufts Geburtstag geplante üppige Mittagessen vorzubereiten. Bei einer solchen Gelegenheit waren wir freilich genötigt, überall selbst zuzugreifen; aber unsere Mühen wurden belohnt, denn nach zweistündiger heißer Arbeit in der Küche, das heißt: in einem verfallenen, von zierlichen Elfenratten und Eidechsen wimmelnden Gemäuer, hatten wir eine Mahlzeit zustande gebracht, die auf innerafrikanischen Reisen wenige ihresgleichen gehabt haben mag, und wie sie uns in der Kolonie niemals wieder zuteil geworden ist.

Nach Dunkelwerden wurde Licht angezündet und der Mine mit ihren reichen Kupfererzen ein Besuch abgestattet. Mit einem großen Bergstock und einem Revolver bewehrt, betraten wir die öfters sich verzweigenden Stollen, die von Tausenden von Fledermäusen belebt waren, und aus deren niedrigen und engen Seitengängen uns der eigentümlich scharfe Geruch entgegendrang, den jeder Besucher eines Raubtierhauses unserer zoologischen Gärten zur Genüge kennt. —

Unsere durch anderthalb Ruhetage wieder neu gekräftigten Ochsen überwandten die Schwierigkeiten der ersten Strecke des Weges von dem Minentälchen nach Heusis leicht. Die Bodenerhebungen wurden flacher, und man überblickte, wie in der Nähe von Haris, weite und freie Graslandschaften, über die noch am Spätvormittage ein kühler Wind dahinstrich. Überhaupt ist das Klima des Rhomaslandes für diese Breiten fast rauh zu nennen, uns aber kam es gerade darum um so angenehmer vor. Im Schatten der Bäume, unter denen man mittags zu rasten pflegt, empfindet man kaum, daß es die afrikanische Sonne ist, die auch auf diese Gegenden ihre Strahlen herabsendet. Ein Blick auf die Schattenspenden selber erinnert freilich wieder daran; denn nicht allein die riesigen, oft 15 Zentimeter langen Dornen sind etwas in gemäßigter Zone Unbekanntes, sondern auch die weißen Harztropfen, die allenthalben aus der Rinde hervordringen, sind von edlerer Art als der zähe Saft nordischer Pflanzen. Echtem Gummi arabicum ähnlich, erzielte vor kurzem auf dem

Londoner Markt der klebrige Stoff einen hohen Preis. —

Auf die höchste Terrasse des Hochlandes folgt im Westen wieder eine völlig ebene, mehrere Fahrstunden breite Fläche, ein ausgezeichnetes Weideland, das sich bis nach Heusis erstreckt. Ein schönes Abendrot an dem von Wolken durchzogenen Abendhimmel beleuchtete unsere Straße noch für einige Zeit; dann aber ward es Nacht und so finster, daß unser Treiber nur mühsam im hohen Grase die Spur des nur äußerst selten befahrenen Weges zu erkennen vermochte. Als er eben im Begriff war, den Boden einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen, blitzte vor uns ein Licht auf. Es war das Feuer, das die Vorausreitenden angezündet hatten, und nachdem wir der dadurch angezeigten Richtung noch eine Stunde lang gefolgt waren, konnten wir am Fuße des Turmhügels von Heusis ausspannen.

Fünzig Meter über unserm Lager erhob sich auf steiler Kuppe das Haus mit seinem Turme, für dessen Bedeckung wir Balken und Wellblech mitgebracht hatten. Ein paar mächtige steinerne Wände mit schmalen Schießscharten, in deren Winkeln und Mauerritzen sich der Wind heulend fing, das war die Wohnung, wo der von Windhoef hierher gelegte Posten sein einsames Leben führte. Und dennoch sehnte sich Classen, so hieß der Mann, nicht hinweg; das einzige, was er bisher vermißt hatte, waren Bücher, mit denen ich ihm bereitwillig aushalf. Im übrigen empfand er nicht die geringste Sehnsucht, seinen

lustigen Wohnsitz zu verlassen. In dem riesigen Gebiet zwischen Rehoboth, Windhoek und den Küsten des süd-atlantischen Ozeans der einzige weiße Mann, durfte dieser einfache Soldat sich einer Freiheit rühmen, um die ihn ein Fürst hätte beneiden können. Sein Dienst bestand eigentlich nur in der Oberaufsicht über die hier weidenden Herden und in der Überwachung der mit dem Hüten beauftragten Eingeborenen. Erleichtert wurde das Zusammenhalten der Tiere und die Sorge für ihr Wohlergehen obendrein durch die Fülle guten Wassers, das sich in nächster Nähe des Turmberges fand.

Die Umgegend von Heusis ist ein gutes Weideland, und da die lästigen Dornbüsche viel seltener sind als im Damaralande, so eignet sich das Feld hier weit eher als dort für Schafzucht. Nach meiner Ansicht wird das Rhomasland, dessen Hochgebiet man auf über dreitausend Quadratkilometer ansetzen kann, in absehbarer Zeit eine der für die Zucht von Wollschafen und Angoraziegen am meisten benutzten Landschaften sein.

Schon am Tage nach unserer Ankunft hatten mich meine beiden Gefährten verlassen, um, begleitet von ihren Dienern, einen Ritt nach Djimbingue zu machen und dort einige Zeit zu verweilen. Ich blieb also allein mit Classen und konnte meine Absicht, die Umgegend von Heusis einer näheren Untersuchung zu unterziehen, in einiger Ruhe ausführen.

Da die Wolken, die sich seit einer Woche täglich um Mittag gezeigt hatten, sich in immer drohenderen und

dunkleren Massen anzusammeln begannen, hatte ich gleich nach meiner Ankunft Sorge getragen, daß einer der mir von der Deutschen Seewarte zur Verfügung gestellten Regenmesser auf einer freien Fläche unter dem Turme seine Aufstellung fand. Er wurde Classens Obhut anvertraut und dieser feierlich als Beobachter angestellt, da mir daran lag, womöglich dauernde Beobachtungen von einem so charakteristisch gelegenen Platze zu erhalten.

Von der Anhöhe, auf der das metallene Gefäß an einem starken, von einem Dornenzaune umgebenen Pfahle angebracht war, ließ sich das Land nach Westen hin auf eine ungeheure Entfernung überblicken. Nur an einer Stelle des südwestlichen Horizonts, hinter einer Lücke in der flachen Rundung der fernen Hügel, tauchte ein blauer Bergzug auf in einer weit entlegenen Gegend, die wohl nur selten der Fuß eines weißen Mannes betrat. Denn in jener Richtung geht es weiter hinab in das Gebiet am Kuiseb und noch weiter zum Tsauchablande. Das Dünengebiet am unteren Tsauchab und das Land, das sich von da bis an die Meeresküste erstreckt, gehört zu den afrikanischen Landschaften, über die nur legendenhafte Erzählungen im Umlaufe sind. Vor etwa hundert Jahren soll ein Gottentottenstamm in einer außergewöhnlich regenreichen Zeit die Dünenzone, die das Dasenland für gewöhnlich wie ein unübersteiglicher Wüstenwall umgibt, überschritten und sich in dem unzugänglichen Gebiet niedergelassen haben. Noch heute leben angeblich die Nachkommen des verschollenen Stammes in diesem Lande; sie müssen sich,

wenn die Sache sich wirklich so verhält, in demselben Kulturzustande befinden, der ihrer Klasse im Großen Namalande am Ende des vorigen Jahrhunderts eigen war. Es ist fraglich, wieviel von dieser Erzählung, die schwerlich aus der Luft gegriffen ist, auf Wahrheit beruht. Soviel bis jetzt bekannt, verliert sich der Tschauab, der südlich vom Kuiseb nach Westen fließt, etwa unter $15\frac{1}{2}$ Grad östlicher Länge von Greenwich in einem von mächtigen Dünen erfüllten Landstrich. Nun ist anzunehmen, daß das Wasser, das er von Zeit zu Zeit führt, in den Sandbergen versinkt und, ähnlich wie das des Kuiseb oberhalb Sandfontein, seinen Weg tief unter der Oberfläche fortsetzt. Gibt es nun unterhalb irgendwo eine nicht von Dünen bedeckte Fläche, so ist es wahrscheinlich, daß sich auf dieser das feuchte Element wieder in den oberen Schichten des Bodens oder gar an freier Luft sammelt, vielleicht vermehrt durch andere Flußläufe, die sich hier immerhin finden können, ohne daß wir von ihrem Dasein bis zum heutigen Tage etwas wissen. Nimmt doch dieses gänzlich unbekanntes Gebiet eine Gesamtfläche von fast vierzigtausend Quadratkilometer ein, es stellt also eine Landschaft von der Größe der Provinz Schlesien dar. Es ist beobachtet worden, daß zahlreiche Wildspuren in die Dünen hineinführten; und da das Wild instinktmäßig eine futterlose Gegend vermeidet, so ist auch aus diesem Grunde die Annahme berechtigt, daß sich hinter dem Sande ein Dasengebiet finde.

Der Versuch, das räthelhafte Land zu erreichen, ist

allen Ernstes nur einmal unternommen, und zwar von Jan Jonker Afrikander, dem ehemaligen Häuptling von Windhoek und Gegner Hendrik Witboois. Dieser hatte einige Wagen mit Wasserfässern beladen und war in die Dünenwelt eingedrungen. Nach viertägigem, furchtbar schwerem Marsche wagte er nicht weiter zu ziehen, sondern hielt es für geraten umzukehren, obwohl man an dem fernsten Punkt der Reise bereits eine Wachtelart antraf, die sich niemals weit vom Wasser entfernt. Man sieht aus diesem mißglückten Versuch eines an Anstrengungen, Durst und Gefahren gewöhnten Trupps von Hottentotten, daß eine Forschungsreise für Europäer mit noch viel mehr Schwierigkeiten verknüpft sein und daß sie nur unmittelbar nach einer besonders ergiebigen Regenzeit eine Aussicht auf Erfolg bieten würde. —

Vor dem Turm auf Heusis, unter dessen grauen Mauern sitzend wir am ersten Tage unserer Anwesenheit in eingehendem Gespräch die Möglichkeit eines Eindringens in das Tsauhabland erörtert hatten, sah ich das erste Gewitter der Regenzeit aufsteigen. Noch ehe die Sonne in ihrem jährlichen Lauf den Zenit erreicht hat, ballt sich Haufengewölk zusammen, und in den höheren Gegenden und im Osten des Landes kommt es meist schon im Oktober zu mehrfachen Regengüssen, die die dürstende Erde tränken und das junge Grün der Bäume und Sträucher erfrischen. Noch brachten uns freilich die Regentage keine tropischen Güsse. Am Nachmittag oder gegen Abend bezog sich der Himmel vollständig, und es entlud

sich ein leichtes Gewitter. Dieser Nachmittagsregen war einigemal von Dämmerungserrscheinungen begleitet, die den abendlichen Horizont in fast noch tiefere Glut hüllten, als man sie in den letzten Wochen der Trockenzeit bewundern kann.

Am Vormittag des fünften Tages kehrten von Bülow und Dufst zurück, und am Nachmittage trafen ihre Diener ein. Außer von einem Erdbeben, das vor einigen Tagen die Einwohnerchaft von Djimbingue erschreckt hatte, wußten sie nur von außerordentlich schlechten Wegen und großen Anstrengungen zu berichten.

Wir brachen am folgenden Morgen früh auf; denn es war unsere Absicht, am ersten Tage die ganze Strecke bis nach Haris zurückzulegen. Die Mittagsrast wurde infolgedessen abgekürzt und auch an der Wasserstelle der Matchleß-Mine nur kurze Zeit gehalten.

Von den Bergrücken, über die uns unser Weg führte, fiel der Blick wieder hinab in einsame Täler, er schweifte dahin über rundliche Bergrücken, die die scheidende Sonne mit mattbraunem Schimmer übergöß. Von der letzten Anhöhe vor Haris sieht man die Gipfel der Awasberge über das Hochland hervorragen; und die seltsam geformten Zacken und Zinnen ihres Kammes, über die der eben emporsteigende Vollmond sein kaltes Licht ausgoß, gaben uns die Richtung auf unser Ziel, das wir nach einem nächtlichen Ritt von einer Stunde erreichten. Sofort wurde ein Feuer angezündet, um auch dem Wagen das Innthalten der Fahrtrichtung zu erleichtern. Als Dufst

eben im Begriffe war, aus der Wand einer verlassenen Reisighütte einige Zweige herauszureißen, um die nieder-sinkende Flamme damit von neuem anzufachen, sprang er plötzlich zurück, und in demselben Augenblick verschwand eine mächtige, schwarze Schlange unter den trockenen Riedhaufen des Häuschens. Trotz eifrigen Suchens vermochten wir das Tier nicht mehr in den verfallenen Wänden zu entdecken, und da inzwischen das Poltern des den Abhang herabfahrenden Wagens vernehmbar wurde, gaben wir unsere Nachforschungen alsbald auf. Kaum aber war das schwere Gefährt angelangt und mein Zelttisch aufgestellt, als uns eine zweite Überraschung zuteil wurde. Durch die Nacht ertönte mit einem Male erst leise, dann immer deutlicher das Gestampf galoppierender Pferde. In der Meinung, daß ein Streiftrupp von Witboois herannah, eilten wir zu den Gewehren, die man bei jedem unerwarteten Besuch im Feld gern zur Hand hat, selbst dann, wenn die Gefahr eines Kampfes ausgeschlossen ist. Da tauchten auch schon in dem Leuchtkreis unseres Lagerfeuers, die Gewehre in der Hand, einige Reiter auf. Unser Erstaunen war gegenseitig, denn wir erkannten in den vermeintlichen Hottentotten den Ansiedler Ludwig aus Klein-Windhoek mit seinen Leuten, den Eigentümer des einen Gartens in Haris. Dieser aber stieg ab und gestand etwas beschämt, er habe uns für Hereros gehalten, die, wie ihm irrtümlicherweise gemeldet sei, im Begriffe ständen, seine hier weidende Rinderherde fortzutreiben. Nachdem unser Zusammentreffen, das in der Dunkelheit leicht zu

einem unangenehmen Zwischenfall hätte führen können, auf diese einfache Art erklärt war, vereinigten wir uns zu einer Tasse Tee und einem Glase Bier, und Ludwig versprach, am andern Morgen unsern Ausbruch abzuwarten, um uns vorher seinen Garten zu zeigen.

Die Anlagen, die wir nach Sonnenaufgang besichtigten, zeugten von der Betriebsamkeit ihres Eigentümers. Sie ließen aber auch erkennen, wie berechtigt der Name name des Ortes ist; denn Paris bedeutet „feuchte Erde“. Schon zwei Meter unter der Oberfläche fand sich überall in der Ebene reichhaltiges, offenbar vom Flusse herbeigeführtes Grundwasser. Das Weizenfeld im Garten war niemals künstlich bewässert worden; die Halme wurden einzig und allein von der die Wurzeln umgebenden Feuchtigkeit des Bodens ernährt. Auch das Gemüse stand gut; weniger gefiel mir die Entwicklung des Weines, der in dieser Seehöhe offenbar schon stark durch die bis Ende Oktober, ja oft sogar bis in den November hinein vorkommenden Kälterückfälle geschädigt wird. Leider war auch das Kornfeld an einigen Stellen von den gefürchteten Springhasen abgefressen. Dies Tier hat die Größe eines Kaninchens und besitzt auffallend lange Hinterläufe, mit deren Hilfe es riesige, mehr als sechs Meter lange Sprünge auszuführen vermag.

Oberhalb des Gartens befand sich ein „Damm“, das heißt ein breiter, bogenförmiger Erdwall, der quer durch einen aus dem Hügellande kommenden Bach gelegt war, um während der Regenzeit einen größeren Wasserborrat

abzufangen und für die trockenen Monate aufzuspeichern. Dies ist die einfachste, in ganz Südafrika übliche Anlage zur künstlichen Bewässerung und zum Tränken der Herden, die man auf den Farmen der holländischen Bauern in den trockenen Gegenden der alten Kolonien fast überall findet. —

Nachdem wir eine schöne, etwa eine Stunde breite Ebene durchzogen, begann der Weg wieder bergan zu steigen. Vor uns lag der Randwall, der das Rhomasland im Süden von Haris umgibt, und auf dessen Kamm wir uns 2100 Meter über dem Meeresspiegel befanden. Von der Paßhöhe senkte sich der Abhang tief zu der oberen Hochterrasse des Bastardlandes herab, und von dem wie eine Gebirgsstraße sich niederwindenden Wege aus sah man weit hinaus in die goldene Savanne, deren Grasflächen von Gruppen von Giraffen=Kazien unterbrochen wurden, und aus deren Ebenen hie und da vereinzelte Bergzüge mit ihren steilen, marmorgrauen Wänden in den blauen Himmel aufragten, die zerstörten Reste einer riesenhaften Urweltmauer. Und indem wir hinabzogen in das schöne Steppenland, betraten wir eine Landschaft, die die im Sommer über ihr niedergehenden Regenfluten dem Großen Fischfluß und durch diesen dem größten Strome Südafrikas, dem Dranjefluß, zuendet.

Als ich beinahe die Ebene erreicht hatte, hörte ich Rufe der Leute, und sah, dadurch aufmerksam gemacht, vor mir eine Menge großer, grauer Antilopen in langsamem Trabe dahinziehen. Das Rudel, es mochten über

fünfzig Stück sein, bestand aus Gemsböcken. Der Gemsbock, der mit unseren leichtfüßigen Alpenbewohnern nur den Namen gemein hat, ist eine nichts weniger als zierliche Antilope. Seine Größe übertrifft die eines ausgewachsenen Esels, dem er auch in der Grundfarbe seines Felles gleicht. Obwohl ein naher Verwandter der ostafrikanischen Beisa-Antilope, zeichnet er sich vor dieser durch die Entwicklung seiner Hörner aus; eine Länge von einem Meter ist bei den schnurgeraden, nach oben auseinanderstrebenden Stangen häufig. Übrigens sind die beiden gewaltigen Hörner nicht allein eine Zierde der Dryantilope — so lautet ihr wissenschaftlicher Name —, sondern sie bilden auch eine furchtbare Verteidigungswaffe; und die Jäger im Schutzgebiet erzählen von Fällen, in denen selbst dem Löwen der Versuch, einen Gemsbock zu erjagen, übel bekommen sei. —

Erst am Nachmittag überschritten wir den Rand der höheren Terrasse, von dem aus sich eine herrliche Aussicht nach Süden und Südosten bot. Dann ging es hinunter in die weiten Senken, in deren gelbem Grasland sich die Kameldornbäume von weitem ausnahmen wie riesige dunkelgrüne Pilze. Zwischen Felsen und Baumgruppen bildet bisweilen das Gras, das hier fast ungenützt steht, eine nicht mit Buschwerk untermischte Pflanzendecke. Eine solche reizende Prärieinsel, deren hohe Halme zu beiden Seiten des Gefährts auseinanderwichen wie die Gewässer eines stillen Sees am Bug eines Rahnes, gleichsam das Urbild eines jener im Walde verborgenen freien Fleckchen, wie

sie unsere Jugend aus den Lederstrumpf-Erzählungen kennt, durchzogen wir im Mondlicht, noch kurz bevor wir zu ziemlich später Stunde ausspannen ließen.

Von nun an zog die Karawane auf dem westlichen der nach Rehoboth führenden Wege über eine schier endlose Ebene dahin, über der nur vereinzelt einmal eine Bergkuppe oder eine schroffe Wand aufragte. Die auf den weiten Flächen an manchen Stellen auftauchenden Herden waren das erste Anzeichen, daß wir uns einem großen und wohlhabenden Orte näherten. Die Niederlassung selbst war jedoch durch eine niedrige Hügelkette verdeckt, die wir erst nach Einbruch der Nacht überschritten. Dann leuchteten ein wenig unterhalb verschiedene Feuer auf, und das aus vielen Häusern hervordringende Licht gewährte im Verein mit ihrem Scheine ein hübsches Bild.





6. Kapitel.

Im Lande der Bastards.

Rehoboth ist das einzige Städtchen des Bastardlandes und verdient von allen Ortschaften des Schutzgebiets am ersten den Namen eines solchen. Zwischen einem Bergzuge, der vom südlichen Wendekreis geschnitten wird, und einer stundenweiten Flußebeue breitet sich der mit ziemlicher Raumverschwendung angelegte Ort aus. Überall erblickt man die viereckigen Lehmziegelhäuser der wohlhabenderen Familien; einige sind sogar mit Kalk beworfen, und fast alle haben Türen und Fensterladen nach Art unserer Bauernhäuser. Eine wirkliche Zierde der Niederlassung sind mehrere an ihrer Außenseite liegende freie Plätze, denen Mengen von hochstämmigen, dichtbelaubten Akazien das Aussehen der in vielen deutschen Städten beliebten Kastanienparks geben. Unter den Wohnungen zeichnen sich durch Größe und äußere Anlage natürlich auch hier diejenigen aus, die Europäer zu Eigentümern haben; doch ist der Gegensatz zwischen diesen Heimstätten und denen der angeseheneren Eingeborenen bei

weitem nicht so auffallend wie zum Beispiel in Djimbingue und andern Plätzen des Damaralandes. Eines der Häuser, damals noch im Besitz eines Herrn von Silienthal, bildete mit seinen Schuppen, seinen ummauerten Höfen und dem geräumigen, flachen Verteidigungsturm die Zitadelle von Rehoboth und erinnerte an eine Folge von Kämpfen und unruhigen Zeiten, die bald noch schwerer wiederkehren sollten. Auch unsre eigene Wohnung, die Mission, und die neben dieser auf einem freien Platz errichtete Kirche gemahnten mannigfach an jene bösen Tage; und selbst die in dem Gotteshause hängende Anzeigetafel für die Choräle, sowie die Altarwand waren an verschiedenen Stellen in recht unheimlicher Weise von Kugeln durchlöchert. — Von dem Hause des Missionars führte ein Weg an den Quellen vorüber in den Garten. Im Grunde einiger in das Gestein gehauenen Löcher sprudelte eine Fülle heißen Wassers hervor. War es auch nicht so warm wie in Windhoek, so ist 52,5 Grad doch noch eine sehr beträchtliche Temperatur.

Der kleine Stamm der Bastards, der das Rehobother Land bewohnt, ist erst seit kurzer Zeit in dieser Gegend und überhaupt innerhalb der Grenzen unseres heutigen Schutzgebietes ansässig. Ihrer Herkunft nach waren die Bastards ursprünglich wirklich einmal Mischlinge. Von der väterlichen Seite erbten sie indessen körperlich mehr als von der mütterlichen. Wenn man die hohen, kräftigen Gestalten der Männer, ihre europäischen Züge, die nur ausnahmsweise hottentottische Merkmale aufweisen, zum ersten Male erblickt, so begreift man nicht, wie eine Ver-

einigung der schönsten und der häßlichsten Rasse der Erde einen so stattlichen Menschenschlag hervorbringen konnte. Auch von dem schönen Geschlecht läßt sich behaupten, daß ihm mehr und Besseres von den Buren, als von den Hottentotten zuteil wurde. Dies gilt freilich nur von den Mädchen und jungen Frauen; indessen braucht man die Körperfülle und den schwerfälligen, watschelnden Gang der älteren Weiber keineswegs ihrer Abstammung von dem gelben Muttervolke zuzuschreiben. Dieselbe Plumpheit und dasselbe frühe Verblühen findet man bei den Frauen der altafrikanischen Holländer auf dem Lande, in deren Adern meist auch nicht ein Tropfen eingeborenen Blutes fließt. Die ganze Veränderung des Aussehens mit zunehmendem Alter ist wohl hauptsächlich der bequemen Lebensweise und der damit verbundenen gesunden und reichlichen Ernährung zuzuschreiben, deren sich sowohl die weißen Bauernfrauen als auch die Bastardweiber erfreuen. In Lebensführung und Sitten unterscheiden sich die Bastards beinahe gar nicht von den einfacheren Bauern des inneren Kaplandes. Das bringt ja auch die völlig gleichgeartete Beschäftigung mit Viehzucht, mit ein wenig Gartenbau, mit Frachtfahrten und nebenbei mit etwas Jagd von selber mit sich. Nur einige, allerdings wenig erfreuliche Eigenschaften hat man wohl auf Rechnung des mütterlichen Blutes zu setzen: das sind der widerwärtige Hang zum Betteln und eine gewisse listige Verschlagenheit, eine Sucht zu verheimlichen, und ein hochnäsiges Selbstgefühl allen anderen Völkern und bisweilen sogar den Weißen gegen-

über. Doch treten sie in Tagen gemeinsamer Gefahr, wie wir sie in den letzten Jahren haben bestehen sehen, hinter der Nothwendigkeit gemeinschaftlichen Handelns zurück. —

Am Tage nach unserer Ankunft läutete die Glocke den Sonntag ein. Am Morgen schon versammelte sich die Gemeinde an der Kirchentür, und die Männer und Frauen, letztere in großen holländischen Hauben, gaben höflich Raum, als wir durch die Menge schritten, um unsere Plätze auf der ersten Bank einzunehmen. Bei dem Gesange der hinter uns sitzenden Gemeinde, dem Klange des Harmoniums, das die alten niederländischen Choräle begleitete, und bei den an die ländliche Versammlung gerichteten Worten des Predigers hätte man sich in ein holländisches Gotteshaus versetzt fühlen können, wenn nicht die Kugeln über der Kanzel und dem Altar und die den Chor schmückenden, kunstvoll aus Tierfellen zusammenge nähten Decken den afrikanischen Charakter selbst dieses Ortes gewahrt hätten.

Wir verabschiedeten uns nach Tische mit herzlichem Dank von unseren freundlichen Wirten; dann ertönte von neuem der laute Ruf des Treibers und das Knallen der riesenhaften Peitsche, und wieder einmal ging es weiter, hinaus aus dem gastlichen Rehoboth, das mir so gut gefallen hatte, wie bis dahin noch keine Niederlassung der deutschen Kolonie.

An diesem Tage, es war der 9. Oktober, fuhren wir nur zwei Stunden weit in das Feld hinaus. Ein hohes Gebirge mit einem tiefen, scharfenartigen Einschnitt, dem

Passe von Mauas, mußte umgangen werden, weil unsere Absicht war, den bequemsten der nach Windhoek führenden Wege zu benutzen. Auch der ganze folgende Tag sah uns noch in der von gutem Grase und niedrigen Futterbüschen bestehenden Ebene dahin ziehen, in deren weichem Boden sich zahllose, von den niedlichen, wieselähnlichen Erdmännchen gegrabene Löcher fanden. Diese werden häufig von Reptilien bewohnt, und die beginnende Sommerwärme lockte mancherlei Getier aus seinen Schlupfwinkeln hervor. Große und kleine Eidechsen sah man an den Bäumen und unter den Büschen entlang huschen, und unmittelbar am Wege fingen wir zwei Schildkröten, die, weniger flink als ihre schlanken Verwandten, trotz wiederholter Versuche vom Ausspannplatze zu entkommen, immer wieder eingeheimst wurden.

Auch für die Schlangen war mittlerweile die gute Zeit angebrochen. Wie häufig die gefährlichen Reptile in dieser Gegend sein mußten, bewiesen die an verschiedenen Stellen der Flußniederung auftauchenden Schlangennadler. Die merkwürdigen Tiere, die mit ihren schlanken Hälsen und langen Beinen weit eher riesigen Reihern als Raubvögeln glichen, werden wegen ihrer nutzbringenden Jagdleidenschaft in ganz Südafrika geschont. Auch wo kein Gesetz den Schutz der Vögel vorschreibt, wird ein Eingeborener sich niemals an einem Schlangennadler vergreifen. Dieser Sicherheit schienen sich die Tiere übrigens bewußt zu sein; denn sie ließen den Wagen mit seiner zahlreichen und lärmenden Begleitmannschaft ruhig in

großer Nähe vorüberfahren, ohne sich im geringsten in ihrem sorgfältigen Absuchen der Binsen und des buschigen Gestrüpps stören zu lassen.

Gegen Abend langten wir in Aub an. Am Ausspannplatze, der etwas abseits von der aus wenigen Hütten bestehenden Niederlassung lag, erschien ein armer Bastard und bat um Medizin für seine schwer magenleidende Frau, da er gehört hatte, ich sei ein Doktor. Ich hatte keine Lust, ihm den Unterschied der Fakultäten auseinanderzusetzen; so gab ich ihm denn nach Gutdünken ein unschädliches Mittelchen und entließ ihn, nicht ohne ihm eine strenge Diät für die Kranke vorzuschreiben. Übrigens war der Bastard selbst viel kränker als seine Frau. Er litt an einer merkwürdigen Art von Nervenschwäche, die man sehr häufig bei Eingeborenen oder bei lange im Lande lebenden Weißen trifft. Ein Schlag auf den Boden oder an den Wagen versetzte ihn in wahre Raserei, und ein ununterbrochenes Anschauen konnte ihn außer sich geraten lassen. —

Am folgenden Morgen durchzogen wir ein herrliches Tal. Zwischen mäßig hohen Felsen breitete sich schönes Grasland aus, und an der einen Seite führte die Straße durch einen Randwald von so parkartigem Charakter, daß man sich ohne weiteres in die entlegeneren Teile des Berliner Tiergartens versetzt wännen konnte. Bald jedoch stiegen die Felsberge wieder in afrikanischer Schroffheit vor uns auf; am Ende der unzulänglichen Bergmassen von Kransneus verließen wir die Straße, um uns

nach Osten zu wenden. Als wir am Nachmittag die Wasserscheide überschritten, sahen wir auf einer aus den schönen Grasflächen hervorragenden Anhöhe Kubabub, die Niederlassung unseres Freundes Tew liegen, den zu besuchen wir den Abstecher nach dem Schafflusse unternommen hatten. Eine halbe Stunde später fuhr der Wagen auf der Höhe des Hügels neben dem eines Händlers aus dem englischen Kolonialgebiet auf, und ich wurde von den beiden Tew, deren einen ich in Windhoek kennen gelernt hatte, begrüßt. Die zwei Brüder lebten seit dreizehn Jahren in Südafrika, wohin der ältere dem jüngeren aus Gesundheitsrücksichten von Manitoba in Kanada aus gefolgt war. Obwohl Engländer, hatten sich beide große Anhänglichkeit an die Stadt bewahrt, in der sie ihre Jugend und einige Studienjahre verlebt hatten, an das hier- und sangesfrohe Jena. Von unserer Ankunft unterrichtet, hatten sie Vorkehrungen getroffen, um dem alten, fröhlichen König Gambrinus zu Ehren selbst in dieser weltfernen Gegend eine würdige Guldigungsfeier zu veranstalten. Von allen Seiten nahen bald nach unserer Ankunft die Frauen der Werstbewohner und brachten in den auf dem Kopfe getragenen Blechheimern das Festgetränk, frisch bereitetes Honigbier, herbei. Das Gebräu mundete uns recht gut; es erinnert an unsere obergärigen Biere, ist nicht besonders berauschend und hat eine sehr erfrischende Wirkung.

Wir hatten es uns im Schatten der Blockhütte, eines sogenannten Harteebeesthauses, bequem gemacht.

Nach der Abendmahlzeit war die allgemeine Lage des

Landes der Gegenstand einer eingehenden Erörterung. Die beiden Lem, recht gute Kenner des Charakters der Eingeborenen, bedauerten lebhaft das wahrscheinliche Zustandekommen des Friedens zwischen Hottentotten und Hereros. Nicht mehr in Schach gehalten durch die Furcht vor den Witboois, würden die Kaffern nach Ansicht der Herren in kurzer Zeit Teile des Landes, in die sie sich bislang niemals gewagt hatten, besetzen und die daselbst lebenden Weißen bis aufs Blut peinigen. Wie richtig diese Vermutung war, davon gab ein Zusammentreffen Zeugnis, das sich schon am folgenden Nachmittag ereignete. Wir hatten eben den Schaffluß besucht und uns im Schatten des Hauses mit dem Bauern Wiese und einem anderen Holländer, die nach der Abreise jenes Händlers angelangt waren, in ähnlichem Gespräche wie am Abend vorher niedergelassen, als Duft ausrief: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, kommt er auch schon!“ In demselben Augenblick sprengten fünf wohlbewaffnete Hereros heran, stiegen ab und traten nach der Sitte dieser Leute ohne weiteres zu uns. Die Kerle, deren wüste Räubergesichter unangenehm überrascht dreinschauten, als sie statt der erwarteten zwei sieben mit guten Gewehren versehene Weiße vorfanden, gehörten zu dem östlichen Damarastamme, den Ovambandjeru, die wegen ihrer Roheit und Frechheit allgemein verrufen sind. Auf Befragen erklärten sie, sie seien nur gekommen, „um das Land zu sehen und Neues zu hören“; in Wahrheit aber hatte sie wohl die Absicht hergeführt, die armen Brüder auf ihrem

einsamen Posten stunden- oder gar tagelang durch Bettelei und sonstige Belästigung zu quälen. Unter den obwaltenden Verhältnissen jedoch zogen sie es vor, sich recht bescheiden zu betragen, und schon nach einer Stunde verließen sie, nur mit einer Hammelkeule und etwas Tabak beschenkt, den Platz.

Am Abend prangte ein Straußenei, zu Rührei mit Speck verarbeitet, als Hauptgericht auf dem Tische. Obwohl es fünf Personen waren, die sich über die sehr appetitlich aussehende Schüssel hermachten, blieb noch ein ganz ansehnlicher Rest übrig. Im Geschmack steht ein derartiges Riesenei den besten Hühnereiern nicht nach, vor denen es noch den Vorzug verdient, weil es sich bedeutend länger hält, und weil sich aus seiner derben Schale allerschöner hübsche Gegenstände herstellen lassen.

Am Morgen des 13. Oktober wurden wir durch einen reitenden Boten geweckt, der ein Schreiben des Hauptmanns von François an von Bülow und Duft überbrachte, das die Aufforderung zu schleuniger Rückkehr nach Windhoek enthielt. Der Brief übermittelte ferner die Nachricht, daß die „Pembroke Castle“ eine Gesellschaft englischer Ingenieure und Kaufleute in Walfischbai landen werde, die sich im Auftrage der neugebildeten South West Africa Company zur Untersuchung der Kupferlager von Otavi in das nördliche Damaraland begeben wolle. Meinen beiden Reisegefährten war nur eine kurze Ruhepause in Windhoek beschieden; denn sie waren als Vertreter der

deutschen Regierung zur Begleitung der Engländer aus-
ersehen.

Duft verließ uns schon einige Stunden nach dem Empfang des Schreibens, um nach Windhoef voranzureiten. Auch von Bülow und ich brachen unter diesen Umständen früher auf, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten. Nachmittags erreichten wir den Hauptweg etwas oberhalb der Stelle, an der wir ihn zwei Tage zuvor verlassen. Vor uns tauchte außer mehreren zierlichen Steinböcken ein Rudel riesiger Paauwen auf. Diese Trappen¹⁾ sind so groß, daß man sie aus einiger Entfernung leicht mit einer Straußenherde verwechseln kann, bis sie sich beim Näherkommen in schwerfälligem Fluge in die Lüfte erheben und so jene Täuschung zerstören. Ich habe in Otjimbingue einen Paauw von mittlerem Gewicht gesehen, der, seines Federkleides beraubt und völlig ausgenommen, beinahe vierzig Pfund wog.

Als wir nach Sonnenuntergang durch ein Tälchen kamen, das nach dem Wasserplatz von Aris führt, erblickten wir zwei Karren; um die eine waren außer mehreren Bastards zwei Weiße beschäftigt, deren stämmige Figuren und offene, niederdeutsche Züge uns in ihnen augenblicklich Angehörige der Burennation erkennen ließen. Vor der anderen lehnte in einem Feldstuhl eine hohe Gestalt mit langem Bart und Haupthaar, die uns erstaunt musterte und von uns einer ebenso genauen Betrachtung unterworfen wurde. von Bülow rief dem Manne vom Pferde

¹⁾ Eine Sumpfvogelgattung, zu den Stelzvögeln gehörig.

aus zu, ob er ein Herr Fabre sei, an den er Briefe mit sich führe. Ein lautes „No, Sir!“ und eine Bewegung des Gefragten gab mir plötzlich Aufschluß über die mir bekannt vorkommende, aber in diesem Reiseaufzug doch wieder fremde Persönlichkeit. Es war Graf Joachim Pfeil, der gleich darauf auch mich erkannte und sich von Bülow vorstellte. Kurz darauf saßen wir im Mondenschein beisammen, und der Graf teilte uns die interessanten Erfahrungen mit, die er im Innern der Kapkolonie und im Süden unseres Schutzgebietes gesammelt. Er hatte die Heimat im Auftrag der Deutschen Kolonial-Gesellschaft mit der Absicht verlassen, unter den seit längerer Zeit im englischen Südafrika ansässigen Deutschen geeignete Leute auszuwählen und zur Ansiedelung in das Schutzgebiet zu führen. Bald hatte er indessen die Überzeugung gewonnen, daß vorläufig nur ganz wenige von unseren Landsleuten sich zu einer solchen Übersiedelung verstehen würden. Um aber doch etwas zu erreichen, und um durch einen vorsichtig durchgeführten Plan den maßgebenden Kreisen in Berlin zu zeigen, wie das Land in Zukunft entwickelt werden müsse, hatte er unter holländischen Bauern, die neues Land zur Besiedelung zu erwerben wünschten, eine Abordnung ausgewählt und befand sich nun mit den auf diese Weise bevollmächtigten Leuten auf der Reise nach Windhoek. Dort an Ort und Stelle gedachte er im Einverständnis mit der kaiserlichen Regierung weitere Anstalten zur Durchführung der ersten Kolonisation im größeren Maßstabe zu treffen.

Am letzten Reisetag, dem 14. Oktober, ließen wir die Karren vorausfahren und brachen ein wenig später zu Fuß auf, um das Awasgebirge zu überschreiten. In lebhafter Unterhaltung waren wir so allmählich durch die Folge von tiefen Talschluchten und erhabenen Felslandschaften gewandert, durch die der 1900 Meter hohe Paß in das Damaraland hinüberführt. Nach dreistündigem Marsch lag das Awasgebirge hinter uns, und aus der Ferne schimmerten die weißen Dächer von Windhoek und die Türme der die Hügel krönenden Feste herüber, unsre afrikanische Heimat, in die wir einige Stunden später unsern Einzug hielten.





7. Kapitel. Die Zeit bis zum Kriege.

Ohne daß sich etwas besonders Wichtiges ereignet hätte, kam Weihnachten 1892 heran. Ich war ein wenig gespannt, die Art kennen zu lernen, wie man den Tag hier begeht. Ist es doch schon sonderbar genug, ein Fest, mit dem in unserer Vorstellung Kälte und beschneite Landschaft untrennbar verknüpft sind, zum ersten Male in der Zeit der längsten Tage und im Hochsommer feiern zu müssen. Aber der Abend, an dem uns eine Einladung zur Bescherung der Truppe in den großen Saal des Speisehauses rief, versprach, soweit es anging, eine deutsche Festfeier zu werden. Um 8 Uhr versammelten sich die Leute in ihrer Paradeuniform; dann wurde angezündet, und auf die gedeckten und mit einfachen Soldatengeschenken besetzten Tafeln strahlten die Wachslichter den gewohnten Glanz. Der Baum selber, ein Kunstwerk aus einer dunkelgrün gestrichenen Stange, in die sorgfältig die langen Zweige eines feingefiederten Busches eingesetzt waren, verbarg seine afrikanische Herkunft unter dem

bunten Behang von Papierketten und Flittergold. Nur der künstliche Schnee auf den Ästen wollte nicht recht zu der lauen Abendluft passen.

Nach dem Hoch auf den Kaiser trug der unter der Mannschaft bestehende Gesangverein in buntem Durcheinander Weihnachts- und Volkslieder vor, Reden wurden gehalten, und mit lautem Jubel nahm man die Mitteilung auf, daß als Grundstock einer Bibliothek für Truppe und Ansiedler eine wohlgefüllte Kiste mit Büchern aus Berlin eingetroffen sei. Schließlich begann eine echt deutsche Weihnachtsstimmung Platz zu greifen; und Mitternacht war längst vorüber, als immer noch froher Gesang aus jugendlichen Soldatenkehlen den alten Bergdamara, der das Feuer in der Küche unterhalten hatte, aus dem Schlummer aufschreckte, so daß er verwundert den grauen Kopf schüttelte über das übermütige Treiben da drinnen im Saale. Endlich aber wurde es ruhiger, und auch die letzten dachten an den Aufbruch. Schwer lag der süße Duft der niedergebrannten Wachskerzen über dem leergewordenen Raum, und von der Höhe herab schallte der ferne Gesang eines Hottentotten durch die nächtliche Stille, der sich bemühte, eine der am Abend vernommenen Melodien nachzusingen. Über den Toren aber grüßte die Heimkehrenden, leise im Nachtwind flatternd, die Fahne in den Farben des Reichs. Und während wir uns zur Ruhe legten, drängte sich uns mit stärkerer Gewalt als zuvor die Frage auf: Werden übers Jahr wieder wehende Flaggen und fröhliche Lieder in heimischer Zunge eine

deutsche Weihnachtsfeier verkünden, oder wird das rote Banner Englands auf den Binnen der Türme flattern, oder wird vielleicht gar ein Eingeborener dem andern erzählen, daß das Häuflein fremder Eindringlinge nun wieder verschwunden sei, daß sich verwegen anmaßte, die Herrschaft des weißen Mannes auch in ihrem wilden Lande zu begründen?

Auf diese sorgenden Fragen aber konnte nur das neue Jahr die Antwort bringen, das ernst und düster vor der Tür stand. So traten wir in den Januar des Jahres 1893 ein, der unter fortdauernden Verhandlungen zwischen den Hereros und den Witboois noch ebenso friedlich ausschaute wie die vorhergehenden Monate. —

Die Regen des Januar und Februar waren von außergewöhnlicher Stärke; ein Glück, daß Duft seine Reise hinter sich hatte; von Bülow weilte an der Küste.

Mit dem stärkeren Regen der warmen Zeit stellen sich allerlei ungebetene Gäste ein, die den Herren der Schöpfung zeigen, daß es um ihre Herrschaft in diesem Lande oft noch etwas zweifelhaft bestellt ist. Die unheimlichen Besuche der Schlangen und Skorpione sind es weniger als die der Termiten und Heuschrecken, die den Ansiedlern manche Not bereiten. Es gibt kaum einen Gegenstand im Hause, wenn er nicht von Stein, Glas oder Metall ist, dem die kleinen weißen Ungeheuer mit ihren Fresswerkzeugen nicht den Garaus machen könnten. An Größe übertreffen die Termiten unsere große Holzameise nur wenig; aber wo sie erst einmal sich eingenistet haben, da

heißt es aufpassen, denn sonst ist binnen kurzem alles zerstört. Eine ihrer unangenehmsten Eigenschaften ist es, ihr Zerstörungswerk nur von unten nach oben auszuführen. So kann der Inhalt einer zufällig einige Zeit nicht bewegten Kiste völlig zersessen sein, ohne daß sich ein einziges Tier an der Außenwand gezeigt und so auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hat. Eines Tages wurde ein mächtiger Aufbau aus Paketen mit schwedischen Zündhölzern, der sich auf einem der Wandbretter im Store erhob, von außen angestoßen. Im Nu brach die ganze Masse in sich zusammen, und es zeigte sich, daß von mehreren hundert Päckchen nur noch wenige Duzend unversehrt, die meisten aber völlig zerstört waren. Nicht einmal die Köpfechen hatten die kleinen Bestien unversehrt gelassen, was uns mit größter Hochachtung vor ihrer Leistungsfähigkeit erfüllte. Nichtsdestoweniger begann ein stiller, aber energischer Krieg, der mehrere Monate dauerte und erst von Erfolg gekrönt wurde, als endlose Mengen von Petroleum in alle Mauerritzen gegossen und auf allen Böden verschüttet waren.

Kann man sich mit großer Mühe und unter empfindlicher Belästigung seiner Geruchsorgane gegen die Termiten noch einigermaßen schützen, so ist das völlig unmöglich gegen die Scharen der Wanderheuschrecke, die bisweilen am Horizont erscheinen, ein schlimmerer Feind für Mensch und Tier als ganze Rudel von Raubtieren. Als ich die Heuschrecken zum ersten Male sah, hatte mich der Ruf „Die Springhaas kommen!“ vor die Tür gelockt. Kaum war

ich im Freien, als sich die Luft zu verdüstern begann. Wie eine schwere, dicht über der Erde dahinziehende Gewitterwolke wälzten sich dunkle Massen durch die Luft heran. Dann ertönte ein Brausen, wie von herannahendem Sturm, das Geräusch der vielen Millionen von Flügelchen; und eine Viertelminute später waren wir dermaßen umschwirrt, daß uns Hören und Sehen verging. Es war unmöglich, auch nur langsam in einer Richtung vorwärts zu schreiten, denn der Boden war bisweilen mehr als fußhoch mit den über- und durcheinander krabbelnden Tieren bedeckt. Nur Hans, unser Strauß, stürzte sich mit fröhlichem Flügelschlagen in das Gewimmel und hielt eine Mahlzeit, die ihm herrlich mundete. Erst nach einer halben Stunde erhoben sich die braunen Massen und zogen mit einem frischen Winde nach Westen; aber noch am folgenden Tage konnte man ganze Bergrücken am Abhange des Thomaslandes braun herüberschimmern sehen, gefärbt von ungezählten Millionen von Heuschrecken. Und wie sah das Land aus, über das der Zug hinweggegangen war! Rahlgefressen, die schönsten Weidenflächen kaum noch imstande, einigen Ziegen ein dürftiges Futter zu bieten! So arg ist die Gier dieser geflügelten Ungetüme, daß sie selbst die Ochsentäue der Wagen nicht schonen. Doch sind die jungen, flügellosen „Foetgangers“ noch mehr gefürchtet, da selbst der Wind ihren alles verwüstenden Marsch nicht zu hemmen vermag.

Die Wanderheuschrecke erscheint in ziemlich regelmäßigen Perioden, die durch eine Anzahl heuschreckenfreier

Jahre unterbrochen werden. Wenn die Sommerwärme die nach Milliarden zählenden Eier im Sande der Kalaharisteppe ausgebrütet hat und die Tiere von günstigen Winden erfaßt werden, dann fallen sie über unser Schutzgebiet her, um erst wieder zu verschwinden, wenn in irgend einem Jahre anhaltende Ostwinde sie über die letzten grasbestandenen Striche in das kalte, nebelige Dünenland im Westen, vielleicht auch hinaus in den Ozean getrieben haben, ohne daß ihnen ein Umschlagen des Windes die Rückkehr in das Innere gestattet. Das wenigstens ist die Ansicht der alten Jäger und Händler im Lande, und sie hat die Wahrscheinlichkeit für sich. —

Unser tägliches Leben, in das kleinere Jagdstreifereien und Ausflüge einige Abwechslung brachten, spielte sich ohne bemerkenswerte Unterbrechungen ab. Assessor Köhler und von Bülow kehrten von der Küste zurück, und der Hauptmann und der Leutnant von François verließen den Ort, so daß unser kleiner Kreis wieder aus denselben Persönlichkeiten bestand, wie sieben Monate vorher bei meiner Ankunft in Windhoek. Und es fehlte nicht an Stoff zu lebhafter Unterhaltung; denn allmählich war der Zeitpunkt in unmittelbare Nähe gerückt, wo sich die Zukunft der ganzen Kolonie entscheiden sollte. Und wie eine Mahnung zur Vorsicht und Besonnenheit tauchte unter anderen Fremden die kleine Gestalt Samuel Isaaks auf, der die Scharen Hendrik Witboois in so manchem Gefecht geführt hatte und sich nun offenbar Spionierens halber in Windhoek aufhielt.

Diese Zeit gespannter Erwartung wurde endlich durch eine gänzlich unerwartete Nachricht beendet. Schon längst hatte der Teil der am 1. April zu entlassenden Mannschaft, der nach Europa zurückkehrte, Windhoek verlassen, und noch war nicht das geringste über Stärke und Ankunftszeit der Ersatztruppe bekannt. Da erschien am letzten Sonntage vor dem Termin der Entlassung Reiter Johr von der Truppe und erzählte, er habe draußen im Felde einen sächsischen Offizier getroffen, der ihm mitgeteilt, er sei mit der neuen Truppe angekommen und nur vorausgereist, um als Vertreter der South West Africa Company rechtzeitig zu dem Schlußtermin für die Anmeldung der bergrechtlichen Ansprüche in Windhoek einzutreffen. Als er auf unsere Frage nach der Stärke der angekommenen Truppe vergnügt antwortete: „Ein Leutnant, ein Arzt, zweihundert und zwölf Mann“, fuhr ihm alles mit der Bemerkung entgegen: „Johr, das ist wieder eine von Ihren Stories!¹⁾ Daß wir Ihnen das glauben, können Sie nicht verlangen.“ Da Reiter Johr gerade für die Verbreitung gut erfundener Nachrichten bekannt war, zog er mit dem Bewußtsein ab, daß ihm hier niemand Glauben schenken werde, und seine Kameraden auf der Feste bedrohten ihn mit einer gehörigen Tracht Prügel, wenn sich nicht die Wahrheit des von ihm Behaupteten bis zum folgenden Tage herausstelle. Gegen Abend aber traf Leutnant Dr. Hartmann ein und bestätigte die Erzählung

¹⁾ Allgemeine Bezeichnung in Südafrika für Lügennachrichten

Johrs; doch auch er wußte nicht anzugeben, wo sich die Truppe befand, und wann sie eintreffen werde.

Durch diese Ungewißheit und einige andere Erwägungen wurde von Bülow als Kommandant von Windhoef veranlaßt, die Beamten und übrigen Zivilpersonen zu einer Übernahme des nächtlichen Postendienstes offiziell aufzufordern. Für mich ist die Erinnerung an jene Zeit deshalb von besonderem Wert, als ich wohl der erste Angehörige des Landsturms der jetzt lebenden Generation bin, der mit der Waffe Kriegsdienst geleistet hat.





8. Kapitel.

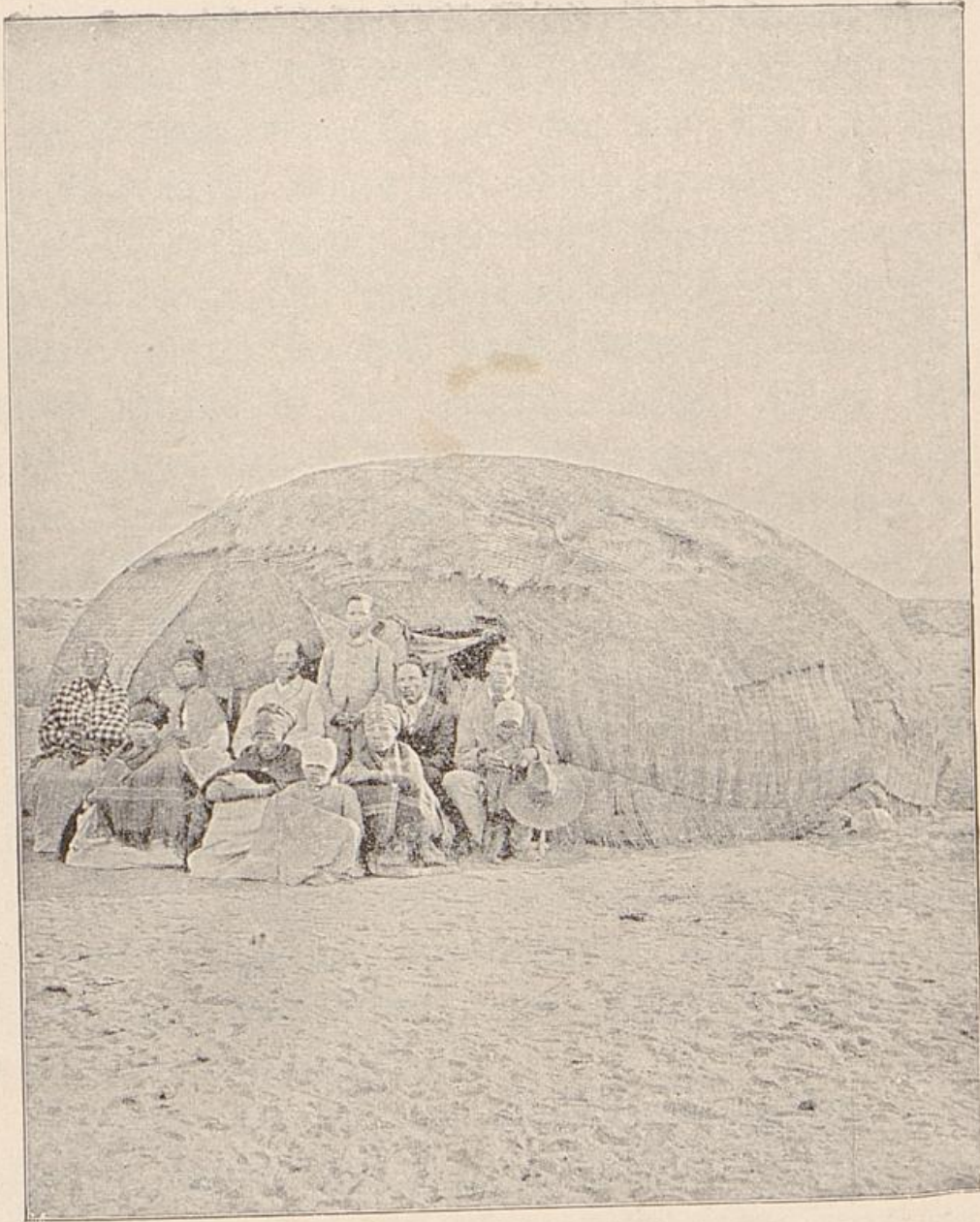
Die erste Zeit des Krieges.

Am Morgen des Ostersonntags, des 2. April 1893, war die ganze Bevölkerung von Groß- und Klein-Windhoeß auf den Beinen. Auf den Dächern der Häuser und von den eckigen Türmen wehten die Fahnen im Morgenwind, und unten auf den weiten Plätzen vor der Festung und der neuerrichteten Wache herrschte frohes Getümmel. Ganz wie in einer kleinen Stadt kurz vor dem Beginn eines Festzuges schob sich eine lachende, schwazende, lärmende Menge hin und her. Auf erhöhtem Platze in der Nähe der Feste sammelten sich die Ansiedler, unter ihnen die vorgestern erst entlassenen Mannschaften, denen die lange entbehrte Zivilkleidung noch nicht so recht sitzen wollte. Und auf der freien Fläche marschierten kleine Trupps schwarzer und gelber Jungen auf und nieder. Die Beine nur mit Papierhülsen bekleidet, die Reiterstiefel vorstellen sollten, exerzierten sie nach dem Takte richtig gepiffener Melodien und nach einem aus Holländisch und Deutsch gemischten Kommando, unbeküm-

mert um das Schelten der farbigen Umgebung oder das laute Gelächter der zuschauenden Weißen.

Endlich kam eine Bewegung auch unter die ruhig Harrenden. Vom Flusse her ertönten die Trommeln und Hörner der Anrückenden, und auf dem Platze vor der Feste dröhnten die Kanonenschläge, die der Feuerwerker zum Empfange bereit gehalten hatte. Nach etwa zehn Minuten erschien die Truppe auf der Höhe, um in gut ausgeführtem Parademarsch an dem inzwischen zurückgekehrten Hauptmann von François vorüberzuziehen. In strammer Haltung, keineswegs stark ermattet, kamen sie heran, kräftige Gestalten, denen man die Anstrengungen des in zwölf Marschtagen von der Küste nach Windhoef zurückgelegten Weges (annähernd 400 Kilometer) kaum anmerkte. Auffallend war der Gegensatz zwischen den kleinen, gewandten Gestalten dieser aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes stammenden Soldaten und den meist der Garde entnommenen mächtigen Figuren der alten Mannschaft, die allein schon durch ihr Außeres einen achtunggebietenden Eindruck auf die Eingeborenen zu machen gewohnt waren.

Eine Woche hindurch wurde nun fleißig exerziert und geschossen. Niemand von uns wußte indessen, daß diese Übungen die Vorbereitung zu einem ernstem Vorgehen gegen die Hottentotten sein sollten. Durch die strenge Geheimhaltung des Bevorstehenden war es der Truppenleitung gelungen, sogar die gefährliche Persönlichkeit des erwähnten Samuel Jsaak in völlige Sicherheit zu wiegen.



Hottentottenpontok.

Austreibungen, Staub und Hitze nichts weniger als ermattet ausjahren.

Während oben lauter Jubel herrschte, fuhr auf dem unteren Wege still und vorsichtig der Wagenzug entlang, der die Verwundeten trug. Es war eine nicht geringe Zahl, denn außer unsern drei Schwerverwundeten hatte man all die verwundeten Frauen und Kinder mitgenommen, von denen sich irgend erwarten ließ, daß sie die Beförderung nach Windhoek würden ertragen können. Die Kranken wurden in zwei großen, lustigen Zelten im Schatten einer der das Kommissariat umgebenden Baumgruppen untergebracht, eine sehr einfache, aber in diesem gesunden Klima durchaus unschädliche Art der Barackenlagerung. Ähnlich wie man es auch in anderen Hochländern Afrikas, zum Beispiel in Abessinien, beobachtet hat, übte die Reinheit und der stärkende Einfluß der freien Luft eine die Genesung unmittelbar fördernde Wirkung aus. Der eine unserer schwerverwundeten Soldaten, der infolge eines Schusses durch die Brust eine Verletzung der oberen Lungenteile davongetragen hatte, war nach sechs Wochen soweit geheilt, daß er kleine Spaziergänge am Stocke unternehmen konnte.

Indessen verliefen nicht alle Fälle so günstig. Ein Reiter mit einem Schuß durch das Bein lag so schwer darnieder, daß der Arzt eine Amputation auszuführen beschloß. Trotz des guten Gelingens der Operation war die Schwäche des Mannes bereits zu weit fortgeschritten, und er starb einige Tage darauf.

Unsere verwundeten Gefangenen zeichneten sich durch große körperliche Standhaftigkeit aus; ich glaube, mancher Soldat würde nicht halb so tapfer ausharren, wie wir es damals selbst von kleinen Kindern gesehen haben. In anderer Hinsicht freilich war das Benehmen der Leute kaum geeignet, besonderes Mitgefühl zu erwecken. Bald nach ihrer Ankunft in Windhoef hockte die Gesellschaft schweigend und lachend beisammen, und ihr Verhalten war keineswegs geeignet, den Eindruck hervorzurufen, als fühlten sie sich in ihrem Volksbewußtsein verletzt, oder als empfänden sie Trauer um ihre gefallenen Männer, Väter und Brüder. Nur eine, die Tochter Hendriks, zeigte etwas von dem Stolze ihres Vaters, als sie äußerte: „Beeilt euch, wieder auf die großen Schiffe zu gehen, auf denen ihr über das Meer gefahren seid; denn in kurzer Zeit wird mein Vater kommen und alle weißen Männer aus dem Lande jagen.“ Noch häßlicher aber als die Gleichgültigkeit, die ihre Seelen gegenüber dem traurigen Geschick ihres Stammes erfüllte, erschien die unnatürliche Gier, mit der sich diese Frauen und Mädchen trotz der guten und reichlichen Beköstigung des Anteils der schwächsten unter ihnen, der kleinen Kinder, bemächtigten. Erst durch das entsetzliche Abmagern der hilflosen kleinen Geschöpfe wurde die Mannschaft auf diese Vorgänge aufmerksam gemacht; und von dieser Zeit an durfte die ganze Gesellschaft nur unter Aufsicht essen. Einen beinahe komischen Anblick gewährten von nun ab die Mahlzeiten, bei denen hinter jeder Gruppe von ausgehungerten Kleinen einer unserer

strammen Krieger stand, der sie wie ein treues Kindermädchen gegen die Diebsgelüste ihrer älteren Verwandten schützte. Ich muß gestehen, soviel Achtung uns das Auftreten der Witwovis während des Krieges abnötigte, ein würdeloseres Benehmen als das ihrer weiblichen Angehörigen war kaum denkbar. —

An einem schönen Herbstmorgen wurde unser Toter mit allen militärischen Ehren bestattet. Von Okahandja war Missionar Viehe durch einen reitenden Boten herübergerufen; und mit ihm und der gesamten Truppe folgten dem Sarge alle Beamten und männlichen Ansiedler des Ortes. Wunderlich nahm es sich aus, das unbeholfene, von acht Ochsen gezogene Gefährt, das heute statt der gewohnten schweren eine leichte und doch so langsam gezogene Last trug. Und erstaunt schauten die dunkelhäutigen Kinder der Steppe auf den Zug, der unter den gedämpften Wirbeln der Trommeln feierlich dahinzog bis zu dem Platze, wo am Fuße einsamer Hügel der kleine Kirchhof von Windhoek liegt. Es folgte die Rede des Geistlichen, das übliche Gebet und der Segen, dann trat das zum Feuern bestimmte Kommando an, und die drei Ehrensalven frachten über das Grab hin und hallten hundertfach zurück von den mit fremdartigen Pflanzen überzogenen Felsen. Zuletzt traten die zweihundert Kameraden des Gefallenen an die offene Gruft, und Scholle um Scholle, von Freundeshand geworfen, fiel nieder auf den einfachen Sarg. Tief ergriffen warf jeder noch einen Blick nach der Stelle, wo vorläufig nur ein Berg von Kränzen und Palmzweigen

an die ernste Feier erinnerte. Und diesmal war es nicht nur jene Stimmung, die sich bei solchen Gelegenheiten auch in der Heimat eines jeden bemächtigt. Mehr noch waren es die Gedanken an die nächste Zukunft, die den Sinn der Leute gefangen nahmen; und still zogen all die jungen Soldaten, die sich zu anderer Zeit nicht viel um den Tod kümmerten, nach Hause. Wußte doch keiner von ihnen, ob nicht auch er, wie so mancher seiner Kameraden, schweren Leiden im Kriegslazarett entgegenging, oder ob nicht in wenigen Wochen sich auch für ihn ein gleiches Grab öffnen werde. Die Grabhügel der beiden ersten Deutschen, die im Kampfe für die Herrschaft ihres Volkes in diesem Lande ihr Leben verloren, sind mit dem, was sie bergen, der wertvollste Besitz, den das Reich hier sein eigen nennen kann. Und das ist kein Spiel mit Worten und keine tönende Rede, nein, es ist eine klare und sichere Tatsache, daß wir jetzt erst in den Augen der Eingeborenen aller Stämme ein wirkliches Recht auf dauernde Macht über einen Teil der Kolonie erworben haben. Oft war in der letzten Zeit die wilde und doch große Auffassung dieser Naturkinder uns entgegengetreten, wenn sie äußerten: „Mit welchem Rechte bleiben die Deutschen im Lande, da doch kein deutsches Blut für dessen Besitz geflossen ist?“ Wunderbar; daß man im neunzehnten Jahrhundert Länder auf dem Papiere erwirbt und für Papiere weitergibt, dafür hatten diese merkwürdigen Völker kein Verständnis! Und darin könnten wir vielleicht von ihnen lernen. Uns, die wir an den Gräbern und Krankenlagern unserer Sol-

daten da draußen gestanden haben, überläuft es heiß bei dem Gedanken, daß trockne Berechnung und schnöde Gewinnsucht auch mit den Erfolgen dieses Krieges einmal zu spielen versuchen könnte. Aber es soll ihnen nicht gelingen; und dazu hilft die Erinnerung an die einfachen Holzkreuze in den Bergen, um die das Raubtier schleicht und der nächtliche Sturm heult, die aber doch mehr wert sind als manches marmorne Denkmal in wohlgepflegten Anlagen. —

Die Zeiten waren nicht dazu angetan, die Lage rosig erscheinen zu lassen. Schon am Tage nach dem Einzug der von Hendriks Plaze zurückkehrenden Soldaten traf die Hiobspost ein, daß vierzig bis fünfzig der Regierung gehörige Pferde von Arredarreigas, einem hoch in den Awasbergen gelegenen Gesundheitsposten, durch die Witboois geraubt seien. Mußte dies schon als ein recht peinlicher Vorfall bezeichnet werden, so traf einige Zeit darauf eine Nachricht ein, die einen weit größeren Schaden meldete. Auf Gannab, einem Weidefeld in der Nähe des unteren Kuiseb, befanden sich 110 Pferde, Eigentum des seit kurzer Zeit in Windhoek ansässigen Händlers Schmerenbeck, die die Truppenverwaltung zu kaufen beabsichtigte. Ehe jedoch Anstalten getroffen werden konnten, die Tiere nach Windhoek zu bringen, wo noch die Pferdekrankheit herrschte, erschien ein kleines Kommando feindlicher Hottentotten und nahm die Pferde, die nur von einigen Eingeborenen bewacht waren, mit sich. Das war ein böses Ereignis, und man braucht kaum südafrikanische Zu-

stände und Landschaften zu kennen, um sich zu sagen, daß ein gewandtes und kriegerisches Reitervolk nur von einer gut berittenen Truppe bekämpft werden könne. Die aber ins Feld zu stellen, war nun nicht mehr möglich; denn die Zahl der brauchbaren Reitpferde betrug höchstens fünfzig, und so waren die Mannschaften auf die höchst langweilige Wagenbeförderung und unter Umständen auf noch schwierigere Fußmärsche angewiesen. An eine Verfolgung des flüchtigen Feindes aber war vollends nicht zu denken.

Gleichzeitig hatten sich die Witboois wieder in den Schluchten des Gamsgebirges jenseit Hoornkrans festgesetzt, und nach einem Erkundungszuge einer berittenen, von Schwabe und von Bülow geführten Patrouille hielt Hauptmann von François es für nötig, den Gegnern noch einmal auf den Pelz zu rücken. Mitte Mai verließ der größte Teil der Besatzung Groß-Windhoek und marschierte über Rehoboth bis zum Roten Berge bei Hoornkrans. Bei diesem Zuge kam es indessen nicht, wie ursprünglich beabsichtigt gewesen war, zu einem wirklichen Kampfe. Vielmehr verließ die Truppe nach einigen Tagen den Platz, ohne zum Angriff geschritten zu sein; nur ein kleines Vorpostengefecht hatte stattgefunden, bei dem auf unserer Seite ein Verlust von einem Toten und drei glücklicherweise nicht schwer Verwundeten zu verzeichnen war. Während der Abwesenheit der Truppe war ein Gilbriefer in Geheimschrift eingelaufen, der uns die bevorstehende Ankunft der „Arkona“ an der Küste meldete. Das Schiff brachte zwei Feldgeschütze und reichlichen Schießbedarf mit und sollte

alles an der Swakobmündung oder in Walfischbai an Land setzen. Jetzt war guter Rat teuer. Wie sollte die eilige Depesche dem Führer des kleinen Heeres überbracht werden, da wir weder gute Pferde hatten, noch unter der zurückgebliebenen Besatzung einen geübten und gleichzeitig mit dem Lande vertrauten Reiter kannten? Endlich wurde ein Ausweg gefunden. Jener früher erwähnte ehemalige Gefreite Johr, der sich nicht allein durch sein Mundwerk, sondern auch durch große Gewandtheit auszeichnete, wurde zu uns bestellt. Zwar forderte er in Anbetracht der Gefahren, denen er entgegenging, hundert Mark für den Ritt; aber sie wurden ihm anstandslos bewilligt. Währenddessen setzte ich die Depesche in zwei Nummern in griechischer Schrift auf, in der Annahme, daß selbst ein mißgünstiger Engländer außerstande sei, dies den Hottentotten zu übersetzen, und versah zum Überfluß die einzelnen Worte mit den rätselhaftesten Accenten, die das Grauen jedes Philologen hervorgerufen haben würden. Während nun unser Bote das eine Papier in sein Hosensfutter einnähte und das andere im Rocke verbarg — selbstverständlich kannte er den Inhalt des Schreibens nicht —, handelte von Bülow vor der Thür ein gutes Pferd ein. Der Reiter traf die Truppe noch in der Nähe von Rehoboth, kaum 150 Kilometer von Windhoek entfernt.

Ehe Hauptmann von François auf diesem zweiten Zuge umkehrte, ließ er einen Anbau an der Ruine der Kirche von Hoornfrans errichten und legte etwa dreißig Mann hinein, um das umliegende Land zu beobachten.

In dieser kleinen Festung haben die Leute sechs Wochen ausgeharrt. Eine Schilderung der ersten Zeit in den öden Trümmern, die von einem der Leute selbst stammt, zeichnet sich durch erfrischende Natürlichkeit der Darstellung aus. Ich lasse das Schreiben hier im Auszug folgen:

„Als am 20. Mai, früh 6 Uhr, die Truppe Hoornfrans verließ, blieben drei Unteroffiziere und 24 Mann zur Besatzung von Hoornfrans da. Der Auftrag war folgender: den Platz freizuhalten und alle sich uns nähernden feindlichen Truppen niederzuschießen.

„Wir lagen ungefähr zwei bis drei Stunden regungslos in der Feste, als Sergeant Pohl zu mir kam und sagte: »Passen Sie gut auf, da kommt ein Reiter!« Ich sah nach dem nach Westen zu liegenden Flußbett und bemerkte drei Reiter. Wir richteten unsere Gewehre auf sie. Ein alter Graubart, der sie führte, zeigte auf den neugebauten Vorbau und sprach mit den anderen. Als sie auf 50 Meter heran waren, sah ich 300 Meter weiter links noch drei Reiter. Nun waren die ersten bis auf 20 Meter heran. Wir erhoben uns und schossen. Der erste Schuß traf den alten Graubart und sein Pferd. Die anderen sprangen von den Pferden und ergriffen die Flucht, kamen aber nicht weit, sondern wurden von unseren blauen Bohnen niedgerissen. Nur einer kam schwerverwundet davon...

„Sergeant Pohl ging mit sechs Mann ungefähr 400 Meter von der Feste weg, um eine Schanze, die die erste Kompanie gebaut hatte, einzureißen. Alle kamen glück-

lich hin und vollbrachten die Arbeit. Bei der Rückkehr bekamen die Leute auf eine Entfernung von 800—1000 Meter eine Salve, danach heftiges Schnellfeuer, wobei mein teurer Freund und Kamerad Hans Fischer schwer verwundet wurde. Als nun die anderen ein heftiges Schnellfeuer eröffneten, ergriffen die Feinde nach zwei Salven die Flucht.

„Am nächsten Tage erwarteten wir einen Angriff; aber sie hatten sich die Nase verbrannt. Am 23. Mai nachmittags um zwei Uhr schickte Sergeant Pohl zwei unserer Kameraden, Reiter Schicke und Kirchner, die sich freiwillig erbaten, nach Rehoboth mit Meldung, die die Bastards nach Windhoef befördern sollten, man möge den kranken Fischer von Hoornkrans abholen. Eine Patrouille von sechs Mann begleitete die beiden Leute eine halbe Stunde des Weges und kam dann zurück. Am 24. Mai morgens gegen 8 Uhr, als wir eben den kranken Fischer verbanden, sausten plötzlich einige Schüsse über die Feste hinweg. Alles sprang an die Gewehre und besetzte die in der Festung nach allen Richtungen befindlichen Schießscharten. Es wurde von feindlicher Seite aus viel geschossen, was uns viel Vergnügen machte. Es waren acht bis zehn Mann. Wir erwiderten ihr Feuer durch ein paar Schüsse, worauf sie bald davoneilten.“

Die beiden Boten, von denen der Verfasser der vorstehenden Schilderung berichtet, hatten Rehoboth glücklich erreicht, und von dort war ihre Meldung an das Kommando weiter befördert worden. Leutnant von François

sandte, da sein Bruder zur Empfangnahme der Geschütze nach der Küste gereist war, eine Abteilung von 24 Mann unter der Führung des Feldwebels Hesse und eine Anzahl Bastards mit einem Wagen über Rehoboth nach Hoornfranz, um den Verwundeten abzuholen. Eine Woche verging ohne Nachricht. Da traf am Morgen des 2. Juni ein Bastard mit Briefen aus Rehoboth ein, die höchst unangenehme Ereignisse meldeten. Die Abteilung hatte zwar Hoornfranz glücklich erreicht und mit dem Verwundeten den Rückweg angetreten. Da, im ersten Nachtlager, das die Leute bezogen hatten, wurden sie plötzlich beschossen. Und nun entspann sich ein Nachtgefecht von längerer Dauer, das leicht unglücklich für unsere Soldaten hätte enden können. Der Führer hatte vollständig den Kopf verloren, und im Beginn des Feuergefechts herrschte deshalb eine ziemlich arge Verwirrung. Ein Glück, daß die Dunkelheit auch den Feind am Zielen hinderte; denn sonst wäre die Sache nicht ohne schwere Verluste auf deutscher Seite abgelaufen.

So verging die Nacht den Soldaten ohne Schlaf. Gleichwohl war alles zufrieden; denn niemand war verletzt, und man durfte hoffen, in einigen tüchtigen Trecks Rehoboth zu erreichen. Da, während sich der Zug wieder auf dem Marsche befindet, kracht es von neuem; und diesmal sinkt sofort einer der Stangenochsen zusammen. Der Zug ist gehemmt; und nun saust und pfeift es von verschiedenen Seiten heran, und die zahlreichen, in der Nähe des Wagens einschlagenden Kugeln lassen vermuten,

daß die schlaunen Gegner, wie es bei späteren Gelegenheiten mehrfach geschehen, die Entfernungen vom Hinterhalt bis zu der Stelle des Überfalls sorgfältig abgeschritten haben. Doch diesmal macht sich keine Verwirrung geltend; denn die Mannschaft benimmt sich so besonnen und ruhig, als sei sie eine derartige Lage gewohnt, und es entwickelt sich ein Feuergefecht, so regelmäßig, als ob es sich um eine Übung auf dem Schießplatze handle. Doch so stark wirken die Anstrengungen der vorausgegangenen Tage und der durchkämpften Nacht, daß einzelne während des heftigen Schießens die Augen schließen und zu schlafen beginnen. Aber König, ein wackerer Unteroffizier, der das Kommando übernommen, und ein tapferer Bastard laufen von einem zum andern, die Ermüdeten aufmunternd und zur Aufmerksamkeit anfeuernd. Da droht eine neue Gefahr, die ernsteste, die einem so erbitterten Gegner gegenüber, der noch dazu über die doppelte Zahl von Schützen verfügt, sicheres Verderben in unmittelbare Nähe rückt: es beginnt an Munition zu mangeln. Da, gerade zur rechten Zeit, erscheint ein Helfer in der Not. Es ist ein Kommando berittener Bastards, die, von Rehoboth durch geflüchtete Volksgenossen aus der Begleitung herbeigerufen, zum Entsatz herbeieilen. —

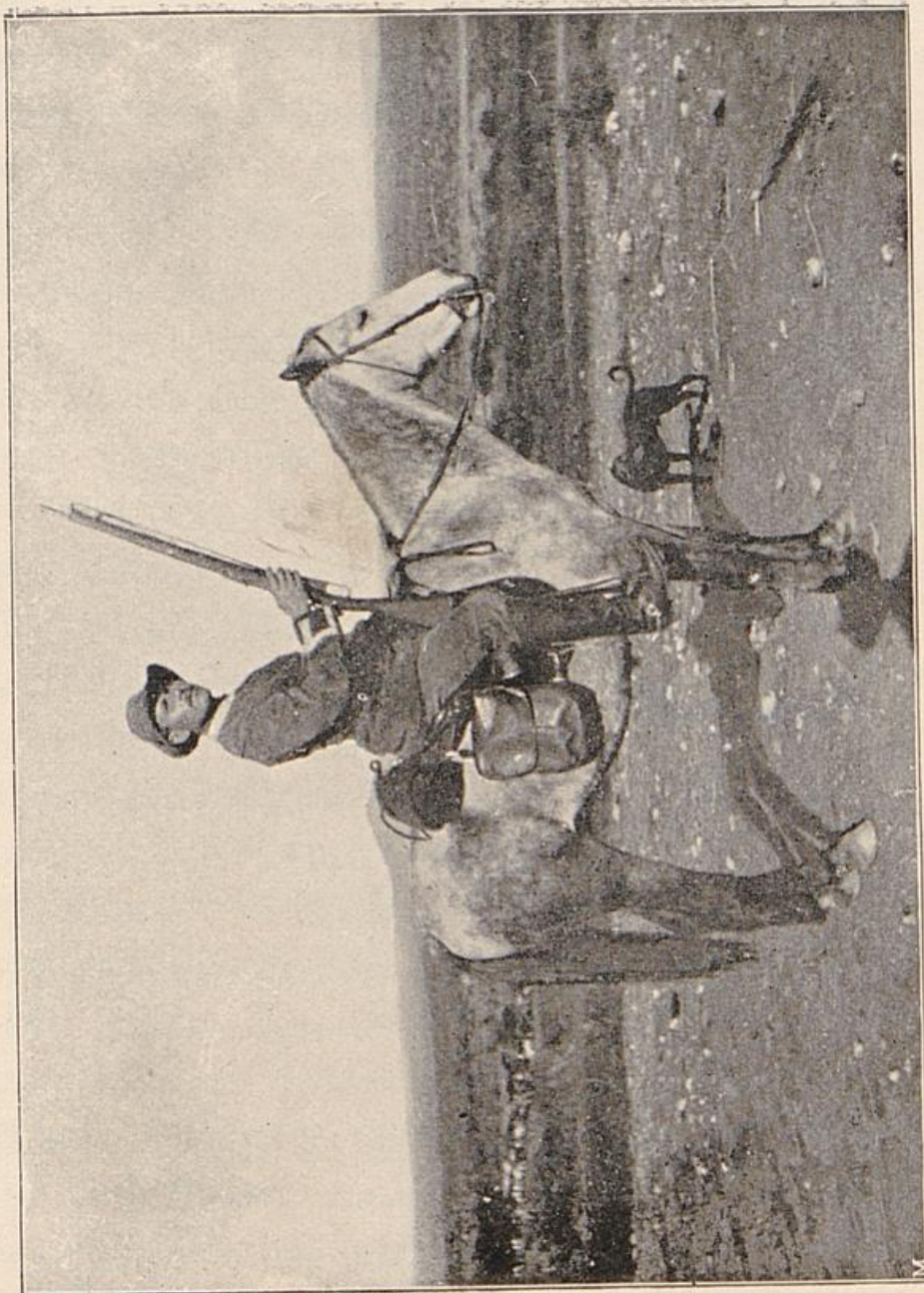
Auf die Nachrichten von diesen Ereignissen hin beschloß Leutnant von Francois nach kurzer Unterredung mit von Bülow und Schwabe die schleunige Entsendung eines kleinen Entsatztrupps nach Rehoboth, der sowohl die glücklich Geretteten mit Munition versorgen und zurück-

holen als auch den Bastards neue Patronen bringen sollte, an denen es ihnen zu fehlen begann. Leutnant Schwabe, zum Führer bestimmt, forderte mich auf, ihn zu begleiten; und ich leistete seiner Einladung um so lieber Folge, als ich endlich ein eigenes Pferd besaß.

Sechszwanzig Mann bestiegen laut Meldung des Sergeanten die Wagen, vier Mann und Koetje¹⁾ van Wijk, ein gewandter Bastard, ritten mit Schwabe und mir voran. Bald verstummte die laute Unterhaltung unter den Zelt-dächern der Ochsengefährte, die qualmenden Pfeifen erloschen, und still ging es vorwärts durch die bitterkalte Nacht. Da, was ist das? Drüben, an dem ersten Hügel, der, etwa ein Kilometer entfernt, rechts neben mir liegt, blickt es auf, ein heller Schein, der fast in demselben Augenblick wieder verschwindet. Ich halte es zunächst für eine Sinnes-täuschung; aber da ist die Erscheinung wieder, an einer weit von der vorigen entfernten Stelle desselben Hügel's. Gleichzeitig mit mir trifft einer von der Wagenmannschaft bei der nicht weit entfernten Spitze unseres Zuges ein, um dem Führer zu melden, man habe die Lichtsignale feindlicher Posten bemerkt. Diese Feuerzeichen bringen sie höchst einfach dadurch hervor, daß sie ein paar schwedische Bündhölzchen im Augenblick des Auf-flammens in die Höhe werfen.

Für uns lieferte diese Überraschung einmal den sicheren Beweis, daß der Feind seine Beobachtungsposten bis

¹⁾ Abkürzung für Nikolous.



Reiter der Truppe.



Reiter der Truppe.



in die nächste Nähe von Windhoef vorschob; sodann aber versetzte sie Schwabe in die unangenehme Notwendigkeit, die Wachen trotz des anstrengenden Tagesdienstes auf dem ganzen Marsche bedeutend zu verstärken. So zogen denn beim ersten Nachtlager achtzehn von unsern dreißig Leuten auf Wache. — Während das Feuer knisterte und wir in unsere Decken gehüllt dasaßen, trat van Wyk, unser Begleiter, einer der kriegs- und landeskundigsten Bastards, auf unsere Aufforderung zu uns und beteiligte sich höflich an der leise geführten Unterhaltung. Was er sagte, war beherzigenswert; und seine Ratschläge wurden, weil sie trotz aller Bestimmtheit bescheiden vorgebracht waren, von Schwabe gern befolgt. Manches tadelte er an dem, was er sah; aber der Mann hatte recht mit seinen Bemerkungen. „Herr Leutnant,“ sagte er unter anderem, „Sie haben gute Soldaten, und diese leisten mehr als die englischen Truppen am Kap. Aber Sie und die Leute müssen sich hier an vielerlei gewöhnen, was Sie im Kriege in Europa vielleicht für unnötig halten dürfen. Ich sehe, daß die Gewehre dort zusammengestellt sind, und das ist nicht richtig. In einem Schelmenlande wie diesem muß man selbst im Frieden sein Gewehr stets bei der Hand haben; im Kriege aber soll der Soldat, der im Lager sitzt und in der einen Hand seinen Becher Kaffee hält, in der andern das geladene Gewehr halten. Und wenn er schlafen geht, so soll er sich nicht niederlegen, ohne sein Gewehr neben sich zu haben. In diesem Lande der schlauen Feinde und der Überfälle sollten Sie und alle die Herren,

die von Europa herüberkommen, sich doch auch ein wenig nach unseren Erfahrungen richten.“ Die Folge dieser Worte war, daß sofort die Gewehrpyramiden verschwanden und jeder Mann des Kommandos seine Waffe fortan hübsch bei sich behielt. —

Noch standen einzelne verblässende Sterne am dämmerigen Firmament, als wir bereits langsam an der Spitze dahintrabten. Schon erglänzte der Westhimmel in wunderbarer Farbenglut, da ritten wir in das Kesseltal von Kransneus ein. Hoch über uns an einem der im Abend-scheine dunkelviolett schimmernden Felsen turnten große Gestalten auf und nieder; sie sprangen von Block zu Block und schwangen sich mit einer wahrhaft teuflischen Geschicklichkeit von einer Höhlung zur andern. Ihr kurzes Gebell, das dumpf herabschallte, kennzeichnete sie als eine Herde Bärenpaviane. Gern hätte ich ihnen einen bleiernen Gruß hinaufgesandt; aber ich unterließ es auf des Bastards Rat, der uns für diesen Fall ein gefährliches Bombardement mit Steinen in Aussicht stellte. Da es kurz darauf völlig finster wurde — es war etwa 6½ Uhr —, beschloß Schwabe, hier den Aufgang des Mondes abzuwarten, um dann noch einen ordentlichen Nachtmarsch machen zu lassen. Auch den ganzen folgenden Tag blieben wir unterwegs. Dicht vor Rehoboth begegnete uns eine starke Patrouille, um für die uns begleitenden Bastardswagen frische Zugtiere zu bringen, da sie gehört hätten, die Ochsen seien aufs äußerste ermattet. Wir selbst wurden von dem früher erwähnten Unteroffizier König und eini-

gen Leuten erwartet und erfuhren nun alle Einzelheiten der beiden kurz geschilderten Überfälle. Mit Recht wurde das doppelte Zusammentreffen mit dem Feinde als das ernsteste Ereignis des bisherigen Krieges von ihnen angesehen. —

Eine wahre Wohltat war es für uns, nach soviel Anstrengungen und nach der Erregung der letzten Stunden in dem gemütlichen Heim des Missionars Heidmann eine kurze Zeit der Erholung verbringen zu dürfen.

Am andern Morgen in aller Frühe setzte sich unser Zug in Bewegung, diesmal beinahe doppelt so stark als auf dem Hermarsch; denn abgesehen davon, daß die Zahl unserer Soldaten auf mehr als fünfzig gewachsen war, brauchten wir auch noch zwei gesonderte Wagen, in deren einem unser Verwundeter lag. Diesmal wählten wir den bereits aus der Schilderung meiner ersten Reise den Lesern bekannten Weg, der im westlichen Bogen um die Gebirge und das gewundene Tal des Usibflusses herumzieht und nur einmal, kurz vor dem Parktale von Aub, eine zwischen Bergen gelegene Anhöhe überschreitet.

Kurz vor der Mittagsrast holten uns zwei Bastards ein, die man uns mit einer wichtigen Meldung nachgeschickt hatte. Rehobother Patrouillen waren im Nordwesten des Ortes auf die frischen Spuren eines größeren Kommandos der Witboois gestoßen, das nach ihrer weiteren Erkundung die Richtung auf den erwähnten Paß bei Aub genommen hatte, offenbar um uns dort den Weg zu verlegen.

Infolge der Meldung wurde die Mittagsrast bald

beendet, und unaufhaltsam ging es voran durch das grasreiche Buschfeld, über dem nur im Norden Hügel und Berge sichtbar waren, das ferne Ziel unseres Marsches, das wir noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen trachteten. Indessen unsere Eile war vergebens; denn schon lag die niedrige Paßhöhe in tiefem Schatten, und nur auf den westlich sich hinziehenden Bergen hoben sich noch die wunderlichen Moestaudeu, jetzt zum Verwechseln menschlichen Gestalten ähnelnd, vom Abendhimmel ab, als wir eben den Fuß der Hügel erreicht hatten. Ehe die Nacht völlig hereinbrach, war gerade noch so viel Zeit, den Zug einigermaßen für die Überschreitung der gefährlichen Stelle zu ordnen. Es waren wohl die verständigen Maßregeln Schwabes, die dem wahrscheinlich in den Hügeln der Paßhöhe versteckten Gegner die Lust zu einem Angriff nahmen. Jede Sekunde erwarteten wir das Aufblitzen der Schüsse und das Krachen der Salven zu vernehmen, die den Beginn eines nächtlichen Gefechtes verkündigten. Doch alles ging glatt vor sich, und die einzige Schwierigkeit, die wir zu überwinden hatten, war, unsern Verwundeten gut über die schlechten Stellen des Passes zu bringen. Noch am Vormittag des 8. Juni trafen wir wieder in Windhoek ein.





9. Kapitel.

Die Hottentotten werden aktiv.

Es war nicht lange nach unserer Rückkehr aus Rehoboth, als eines Abends die Karre des bereits früher einmal erwähnten Händlers Krebs vor dem Kommissariat stand, aber ohne ihn selbst zurückzubringen. Vierzehn Tage zuvor hatte er uns frisch und gesund verlassen, um einen Handelszug zu den Rhauashottentotten von Gobabis auszuführen, als ihn in Naosannabis die Kugel eines Witbooi im Mittagsschlaf tödlich verwundete. Zur Ehre dieses Menschen sei es gesagt, daß er sich zuerst geweigert hatte, den meuchlerischen Schuß abzugeben; aber die Überredung Andries Lamberts, des Häuptlings der Fledermäuse,¹⁾ hatten ihn schließlich doch dazu bewogen. Dieser Häuptling, der größte Halunke des an Zahl geringen, aber durch und durch verworfenen Gesindels, war dem unglücklichen Krebs verschuldet und benutzte die günstige Gelegenheit, sich den unbequemen Gläubiger vom Halse zu schaffen.

¹⁾ Landesübliche Bezeichnung des Stammes der Rhauasleute.

Doch es sollte nicht bei der Tat eines einzelnen bleiben. Noch war nicht ein Vierteljahr seit dem Beginn des Krieges verstrichen, als die Hottentotten bereits den Speiß umzudrehen begannen und die Rolle des Angreifers übernahmen. Schon am Abend des 25. Juni hatte der Posten vor der Wache, von der aus man einen ausgezeichneten Überblick über das weit nach Norden sich ausbreitende Flußtal hat, auf einem Hügel, etwa drei Kilometer nördlich von der Festung, einige Feuer bemerkt. In der Annahme, daß dort Viehwächter der Truppe ihr Nachtlager aufgeschlagen hätten, unterließ er eine Meldung. Am Morgen des 26. wurde am Frühstückstische erzählt, ein Viehwächter habe durch das Gebüsch, etwa zwei Kilometer unterhalb des Kommissariats, gesehen, wie ein Haufen von etwa fünfzig Reitern über den Fluß geritten sei. Der Leutnant von François hatte sogleich eine Patrouille von ungefähr dreißig Mann in jener Richtung ausgesandt, um der Sache auf die Spur zu kommen. Noch lachten wir über den Jungen, der sich nach unserer Ansicht wichtig machen wollte, als plötzlich jemand rief: „Waren das eben nicht Schüsse?“ Während alles aufsprang, um aufmerksam zu lauschen, stürzten unsere Jungen, alle Scheu vergessend, herein mit dem Rufe: „Die Wittkams kommen an, sie schießen schon!“ Und wieder klang es herüber, deutlich vermochte man sogar das scharfe Knallen des deutschen Infanteriegewehrs von dem dumpferen Ton der Henry-Martinibüchsen auf der gegnerischen Seite zu unterscheiden. In Eile stürmten wir auf unsere Stuben,

um unsere Gewehre zu holen. Einen Augenblick, und wir standen bewaffnet hinter den Zinnen der Veranda und des noch im Bau befindlichen Turmes; und während wir erwartungsvoll dem Schießen lauschten, brachten unsere Diener die vor dem Hause weidenden Pferde in dem zu ebener Erde nach dem Hofe zu gelegenen Dienstraum des Kommissariatsgebäudes in Sicherheit. Draußen war mittlerweile die Schießerei vorläufig beendigt; denn die Hottentotten gaben, entsprechend der häufig von ihnen geübten Kampfweise, beim Herankommen unserer Soldaten jedesmal eine Anzahl Schüsse ab, um dann wieder aufzusitzen und erst hinter einem weiter abliegenden Hügelrücken von neuem Halt zu machen. Noch einmal kam es indessen zu einem kurzen Feuer. Inzwischen war Schwabe mit einigen zwanzig Mann abgerückt, um tätig einzugreifen; aber als er erst ein kleines Stück Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm bereits die übrige Mannschaft, die keine Möglichkeit gesehen, das Gefecht mit dem übermütigen Feinde, der in größter Gemütsruhe beim Näherrücken unter höhnischem Hüteschwenken davonritt, mit irgendwelchem Erfolge fortzusetzen.

Raum war das eben geschilderte Zusammentreffen vorüber, als im Süden Rauchsäulen emporstiegen. Bald wurde von dort durch fliehende Bastards die Nachricht gebracht, daß ein anderer Trupp berittener Witboois zwei ihnen gehörige Wagen überfallen und in Brand gesteckt habe. Mehr als vierzig Ochsen waren den Angreifern dabei in die Hände gefallen; und so weit ging die Frech-

heit dieser Leute, daß sie angesichts der Feste, nur vier Kilometer von Windhoeß entfernt, eines der Tiere schlachteten und in größter Ruhe mit dem Abkochen begannen. Wohl zogen sie sich zurück, als ihnen ein unter Feldwebel Heller abgeschicktes Kommando eine Salbe hinübersandte hatte, allein an eine Verfolgung der gewandten Reiter war wieder nicht zu denken.

Noch am folgenden Tage zeigte sich ein Trupp berittener Feinde, diesmal aber in weiter Ferne am westlichen Hügellande entlang reitend, und ohne daß sie noch irgendeinen Versuch zur Annäherung gemacht hätten. War doch der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit vor Windhoeß glücklicherweise vereitelt worden. Denn sicher hatten sie am Morgen des 26. Juni die Rückkehr des Hauptmanns von François von der Küste erwartet und sich deshalb gerade an der zuerst erwähnten Stelle gelagert. Durch ihre Spione aber offenbar nicht genau unterrichtet, waren sie um einen Tag zu früh erschienen, und so war ihr Plan durch ihre rechtzeitige Entdeckung vereitelt worden.

Der Hauptmann, der am Abend des 27. Juni eintraf, brachte leider die Geschütze nicht mit. Die „Arkona“ war durch den vor der Swakobmündung stehenden Seeang genötigt worden, weiter zu dampfen und die Kanonen mit Zubehör in Walfischbai zu landen. Der englische Resident hatte sich dann geweigert, sie auszuliefern, ehe er nicht die Erlaubnis seiner vorgesetzten Behörde, der Regierung der Kapkolonie, erhalten habe. Dagegen brachte

Herr von François etwas anderes, Unerwartetes mit, nämlich unsern Freund Duft, der nach zweieinhalbmonatiger Abwesenheit aus Warmbad zurückkehrte. Der Termin zur Untersuchung der Berggerechtsame der Gesellschaften und der einzelnen Rechtsinhaber, den er dort abgehalten, war glücklich verlaufen, ebenso die Hin- und Rückreise über den Dranjefluß und durch das englische Klein-Namaland, von dem er manches Interessante berichtete. Außerdem aber brachte er die gute Nachricht, daß die Bondelzwarts, der südlichste Hottentottenstamm des Schutzgebietes, treu und redlich zur deutschen Schutzherrschaft hielten.

Es blieb aber nicht bei der oben geschilderten Überraschung. Anfang Juli zog Hauptmann von François mit Leutnant Schwabe und einer Anzahl Soldaten nach Hoornfrans, um endlich die dort in der neugeschaffenen Befestigung zurückgelassenen Mannschaften aus ihrer nachgerade zwecklosen Haft zu erlösen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude diese ihre Befreier von einer bald zweimonatigen Zeit der Untätigkeit und Langeweile begrüßten.

In ziemlich gerader Richtung trat man den Rückweg an. Ohne Störung erreichte die Abteilung Naos, einen Platz im Westen des Tales von Aub und Fransneus. Es war früh am Morgen, und die kurze Dämmerung dieser Breiten hatte noch nicht begonnen, als man sich wieder auf dem Marsche befand. Da, mit einem Male erhielt die berittene Spitze, die der Hauptmann führte, ein

heftiges Feuer von einigen niedrigen Höhen aus, die vom Wege durchschnitten wurden. Ein paar Pferde stürzten sofort, und es hätte schlimm um den kleinen Vortrupp gestanden: da aber kam, geführt von Leutnant Schwabe, der Hauptzug des Trupps, der mit den Wagen in einer Entfernung von 800 Metern der Spitze gefolgt war, im Sturmschritt heran. Die Hottentotten hatten in allzu großem Vertrauen auf ihre in verschiedenen Fällen erwiesene Überlegenheit die Bedeckung der Wagen gar nicht beachtet, und so kam es, daß eine größere Abteilung der Witboois, die bei den Pferden sich aufhielt, von der Schwabeschen Mannschaft in völliger Sorglosigkeit überrascht wurde. Daß sofort aus nächster Nähe auf den gänzlich ahnungslosen Trupp eröffnete Feuer hatte eine unbeschreibliche Verwirrung zur Folge. Die Leute suchten sich gegenseitig von den Pferden wegzudrängen; einzelne Tiere, die gerade zur Hand gewesen waren, trugen zwei oder gar drei Reiter. Ein paar Witboois stürzten in dem heillosen Durcheinander gerade auf unsere Leute los, die sie auf wenige Meter über den Haufen schossen. Damit aber war es leider zu Ende; denn obwohl an 20 Pferde in die Hände der Soldaten fielen und eine Anzahl anderer erschossen war, blieb es unmöglich, den fliehenden Feind zu verfolgen; nur einige Salven konnte man ihm nachsenden.

Doch es war nach so mannigfachen unangenehmen Vorkommnissen der erste nennenswerte Erfolg; und er diente dazu, die während der letzten Wochen nicht beson-

ders heitere Stimmung in der Bevölkerung von Windhoek wieder ein wenig zu heben. —

Große Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis endlich die beiden Feldgeschütze in Windhoek eintrafen. Nach endlosem Warten und Hin- und Herschreiben wurden sie einer deutschen Patrouille ausgehändigt, und es dauerte einige Wochen, bis der zu ihrer Empfangnahme abgesandte Leutnant Schwabe sie glücklich an ihren Bestimmungsort geschafft hatte. Es war keine leichte Aufgabe für ihn gewesen, die kostbaren „groote roers“ (großen Rohre) in einiger Sicherheit zu befördern; denn man hatte ihm nur vierzehn Mann zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt. Gleich nach ihrer Ankunft wurden die beiden Donnerbüchsen vor dem Haupttor der Feste aufgestellt, und mehr als ein Zuschauer der feierlichen Handlung äußerte den inbrünstigen Wunsch, die Gottentotten möchten in nächster Zeit einmal zu einem erneuten Besuche vor Windhoek erscheinen.

Wer aber trotz dieser Sehnsucht sich nicht mehr zeigen wollte, waren eben diese schlauen Witboois. Rührig und geschäftig, wie sie waren, bereiteten sie etwas Neues, ganz Unerwartetes vor.

Im Juli bereits plante der Bur Wiese, der erste Transportfahrer des Landes, einen Zug nach der Küste, um einen Teil der dort massenhaft lagernden Handelsgüter nach Windhoek und Rehoboth zu schaffen, wo es schon bedenklich an den verschiedensten Bedarfsgegenständen fehlte. Anfang August waren die Wagen, meist das

Eigentum ihm verschuldeter Bastards, in Windhoef versammelt. 22 Wagen mit voller Bemannung und etwa 500 ausgezeichneten Ochsen verließen tags darauf den Ort, und ganz Windhoef sah die Staubwolken der abziehenden Gefährte mit Genugtuung im Norden verschwinden; bedeuteten sie doch den Anfang vom Ende einer für die Geschäftsleute und Handwerker sehr dürren Zeit. Da traf nach ungefähr drei Wochen ein Eilbote ein, der die Vernichtung des ganzen Transportzuges bei Horebis, einem Plage im Swakobtale, zwei Tagereisen unterhalb Otjimbingue, meldete. Das war der härteste Schlag, der die Hauptstation bis dahin getroffen hatte. Kaum war der Bote angelangt, als sich Gruppen düster blickender Männer und laut weinender Bastardfrauen und -kinder auf der Straße zeigten. Beklagten die Händler und andere Weiße den Verlust ihrer wertvollen und im Augenblick geradezu unerseßlichen Güter, so hatten die Bastards Grund zu noch ernsterer Trauer; denn die sämtlichen männlichen Begleiter des Zuges waren, soweit sie zur Rehobother Nation gehörten, unmittelbar nach dem Überfall erschossen worden. Nur einem von ihnen, dem Sohn des alten Hermanus, Cornelius van Wyk, war es gelungen, sich schwer verwundet zu verstecken, und zu seinem Glück wurde er nicht lange nach dem Kampfe gefunden.

Die Art, wie die Hottentotten bei diesem Überfall, dem auch einige andere Wagen im Norden des Swakob zum Opfer fielen, verfahren, war bezeichnend für die Schlaueheit der kleinen, gewandten Kerle. Der Zug mußte eine

Biegung um eine in das gewundene Thal vorspringende Felskluppe machen. Sorglos und nichts Böses ahnend, zogen die Leute neben der langen Reihe von Wagen durch den eben erwachten Morgen dahin. Kaum aber bog der erste Wagen um die Ecke, da stürzten auch schon verschiedene Hottentotten sich auf die Begleiter. Im Nu waren diese wehrlos gemacht, und an die Stelle des in wenigen Sekunden überwältigten Taulenlers und Treibers waren die weißhütigen Soldaten Hendriks getreten, die das Gespann weiterführten, als sei nichts geschehen. Und dies Spiel wiederholte sich bei mehreren Wagen, bis plötzlich von einem derselben ein Schuß fiel. Ein junger Bur, der den Unternehmer des Zuges, Geerd Wiese, begleitete, hatte ihn abgegeben; doch auch ihm blieb keine Zeit mehr zu weiterer Verteidigung; denn nach wenigen Sekunden streckte ihn ein von der Höhe des Felsens abgeseuerter Schuß durch den Kopf nieder. Für den Führer aber war dieser Zwischenfall ein Glück; denn so hatte er Zeit, sich auf sein gesattelt am letzten Wagen mitgeführtes gutes Pferd zu werfen, das ihn in rasendem Galopp den sofort ihm nacheilenden feindlichen Reitern entführte. Auf dem Plaze des Überfalls aber spielte sich in den nun folgenden Stunden ein Schauspiel ab, das bei allem Schrecklichen, das ihm anhaftet, geeignet ist, die Macht, die der gefürchtete Hottentottenhäuptling über die Gemüter seiner Untertanen besaß, und die eiserne Mannszucht, die er ausübte, zu kennzeichnen.

So begehrtlich die einzelnen Witboois sein mochten

— und sie sind es fast alle —, hier wagte kein einziger auch nur die geringste Kleinigkeit der reichen Ladung bei Seite zu schaffen. Der Befehl Hendriks ging dahin, zu vernichten, nicht zu rauben; und so wurden nur einige Säcke mit Kaffee und ein paar Kistchen Tabak von den Wagen genommen und die ganze kostbare Fracht mitsamt den Wagen in Stücke gehauen und verbrannt. Und während diese den Trunk im höchsten Grade liebenden Eingeborenen Fässer und Getränkefisten zerschlugen und den von ihnen sonst so eifrig begehrten Inhalt in den Sand laufen ließen, ohne sich an dem kleinsten Tropfen zu vergreifen, donnerten die Schüsse durch das enge Thal, die die unglücklichen Bastards, denen der Bund ihres Volkes mit Deutschland den Tod brachte, in den Sand warfen. Dann bestieg der Führer mit seiner ganzen Schar von wohl zweihundert Leuten die Pferde, um mit dem erbeuteten Vieh nach Hoornkrans aufzubrechen, nachdem er einer Bastardfrau, die er mit ihrem Kinde allein frei ziehen ließ, in grausamem Hohn noch viele Grüße an die Herren in Windhoeft und die Vormänner in Rehoboth aufgetragen hatte. — —





10. Kapitel.
Kriegspause.

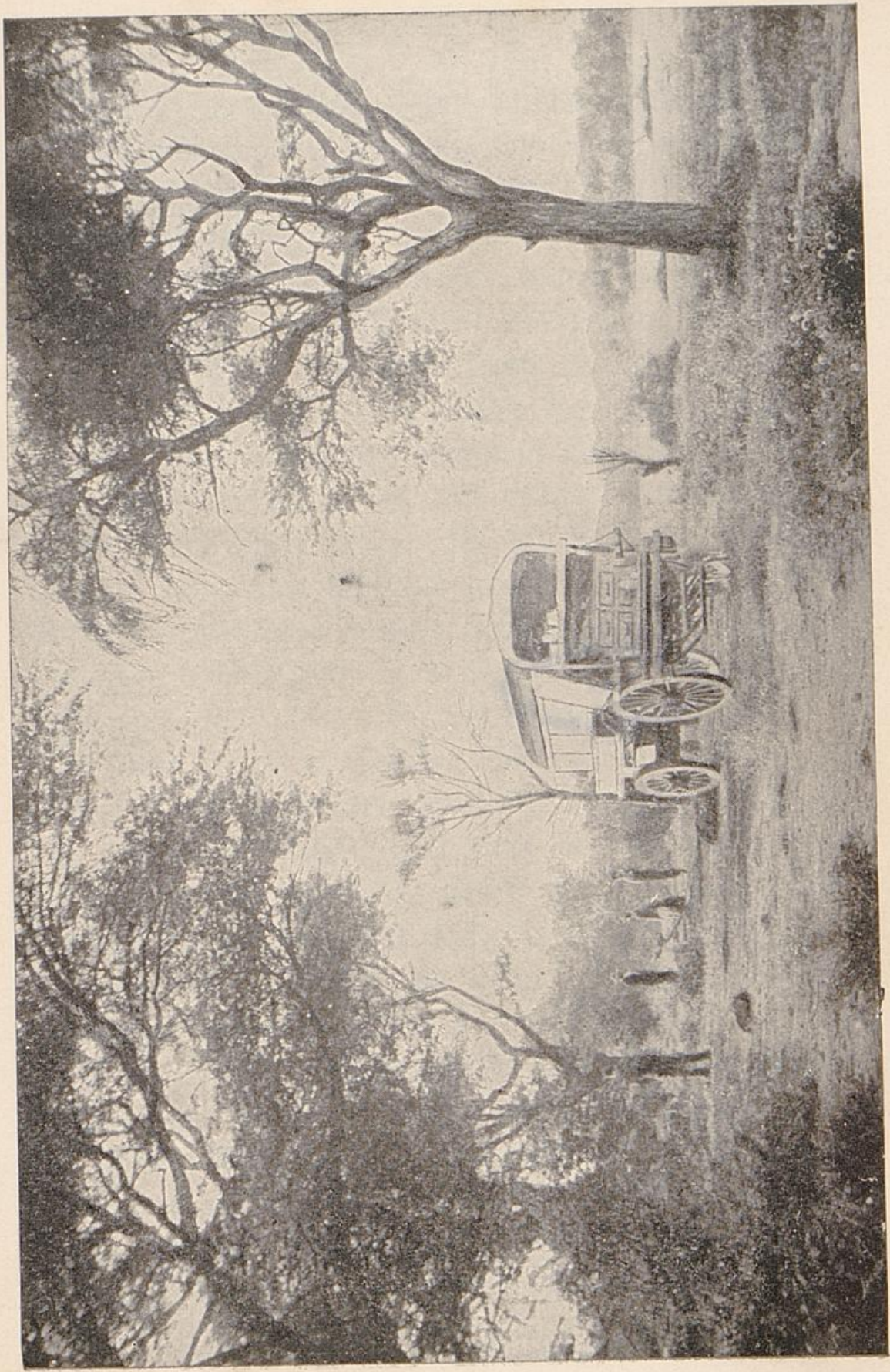
In der zweiten Hälfte des Juli ritten Duft und ich eines Morgens auf und davon, er, um ein von Geerd Wiese entdecktes Erzlager zu untersuchen, ich, um die Lage der wasserscheidenden Bergzüge genauer festzustellen. Der kühle Wind, der uns während des schnellen Reitens umwehte, verscheuchte bald die letzte Müdigkeit.

Auf freier Fläche, inmitten des immer mehr sich verbreiternden Tales, erhob sich die Reisighütte unseres Freundes Classen, desselben, den wir im vergangenen Jahre in seinem einsamen Felsenest auf Heusis kennen gelernt hatten, und der nun mit seinem Kameraden Johr sich unter den nach Süden gezogenen Hereros von Dka-handja aufhielt, um Rinder und Kleinvieh einzuhandeln. Als wir anlangten, saß er gerade beim Kaffee, und während ein nackter Jüngling unsere ein wenig erhitzten Pferde langsam auf und abführte, erteilte er seine Befehle innerhalb des Dornenkraß,¹⁾ der sich um seine Hütte zog.

¹⁾ Durch Hecken eingefriedigter Platz.

Bald stand ein kräftiges Mahl auf dem Tisch. Beim Essen schweifte der Blick über das Tal, dessen Gras- und Buschweiden in der Nähe des Flusses von Gruppen mächtiger Afazien unterbrochen waren, unter denen die Kräle und Hütten der Hereros lagen; in der Ebene zog weidendes Vieh einher. Wir waren bemerkt worden, und neben den Eingeborenen, die die Absicht zu kaufen herführte, stellten sich zahlreiche Neugierige ein, so daß in kurzer Zeit eine lärmende Menge von wohl fünfzig Kaffern um uns versammelt war.

Man muß ein gut Teil Geduld besitzen, um unter diesen großen Kindern die nötige Ruhe zu bewahren. Am meisten bedarf natürlich der Händler der Mäßigung, und Classen besaß diese Eigenschaft in hohem Grade. Da kommen zum Beispiel zwei riesige, schwarzbraune Jünglinge in stolzer Haltung geschritten, nur mit der Hüftkleidung aus ledernen Riemen angetan, die Wurfkeule mit beiden Armen hinter dem Nacken haltend. Sie treiben ein paar elende Ziegen heran, und nun entspinnt sich ein Handeln von endloser Dauer. Der Weiße ergreift einige Platten Tabak und zwei Taschenmesser und legt sie auf eine umgestülpte Bierkiste. Kaum haben aber die beiden den Inhalt der hölzernen Warentruhe erspäht, da wühlen auch schon die mächtigen ocker- und fettüberzogenen Hände darin herum und ziehen gleich darauf eine Hose, einen Rock und ein paar halbseidene Kopftücher hervor. Classen nimmt ihnen mit größter Ruhe die Dinge aus den Händen und läßt nur ein eintöniges „kak“ (eigentlich kako,



Ufervegetation im Hererolande.



Wervegetation im Hererolande.



b. h. nein) vernehmen. Dann wendet er sich zu uns; und während wir mit Gleichmut uns dem Essen widmen, tobt neben uns ein lärmendes Wortgefecht. Nach zehn Minuten wiederholt sich die Geschichte mit ähnlichem Erfolge, nur daß Classen noch eine Platte Tabak zu den übrigen legt. Wieder stürmische Weigerung, wieder das kurze, aber inhaltreiche „kak“ und Fortsetzung unserer Mahlzeit. Darauf ergreift einer der beiden Riesenjünglinge kurz entschlossen Rock und Hose, auf die er es hauptsächlich abgesehen hat, und entfernt sich langsamen Schrittes mit seiner Beute. Wie der Wind jedoch ist der Händler hinter ihm her; und während wir innerlich beilustigt den sofortigen Beginn einer regelrechten Prügelei erwarten, erscheint plötzlich auf einer Anhöhe ein Friedensstifter in Gestalt eines zehnjährigen, nackten Knaben, der zwei kleine Ochsen vor sich her treibt. Der große Augenblick, auf den Käufer und Verkäufer gewartet haben, ist da. Dieser, der ganz genau weiß, daß der Kaffer den Anzug um jeden Preis zu kaufen wünscht und ihn bezahlen kann und will, läßt die beiden Tiere ohne weiteres in seinen Kral treiben; noch einmal eine kurze, erregte Verhandlung, darauf plötzliche Stille, und vergnügt lächelnd empfangen die beiden Kerls ihre Waren. Gleich darauf aber, während sie noch den eben gekauften Tabak in die bunten Tücher wickeln, wenden sie sich zu uns, und „tabako makaia!“ (Gib uns Tabak) erschallt es wie aus einem Munde. Lachend weigern wir uns, und kopfschüttelnd treten die zwei seitwärts, um andern Neu-

gierigen und Bettelnden Platz zu machen. Einer von diesen ergreift ohne weiteres mein neben mir stehendes Gewehr und sucht den andern laut schreiend die innere Einrichtung zu erklären. Da berührt mich leise eine Hand; es ist ein alter Herr neben mir, der den Stoff meines Rockes einer sachverständigen Prüfung unterwirft und nicht wenig erschreckt zurückfährt, als ihm ein kräftiges „Na, zum Donnerwetter!“ entgegenklingt. Aber bei aller Aufdringlichkeit der schwarzen Bande war der Gesamteindruck, den die statuengleichen Gestalten der Leute hervorriefen, nicht ungünstig.

Ein Engländer, namens Johnston, erbot sich, Duft so weit zu begleiten, daß er den Weg zu Wiese nicht mehr verfehlen könne. Ich selbst hatte meine Abwesenheit von Windhoek wegen der zu erledigenden Postfachen auf nur zwei Tage bemessen und mußte daher den Rückweg antreten. Johnston hatte die Nachricht mitgebracht, daß wieder Witboois vor Windhoek sich aufhalten sollten. Ein Viehwächter wollte ihre Spuren in den Vorbergen des Awaslandes entdeckt haben. Obschon ich der Erzählung keinen rechten Glauben beimaß, hielt ich es doch für geraten, Vorsicht walten zu lassen. Während mein Pferd mit mir in gestrecktem Galopp über die Höhen und durch die Täler dahineilte, beobachtete ich eifrig den Boden, um, falls ich wirklich unter den im Wege eingedrückten Zeichen die Spuren feindlicher Reiter entdecken würde, einen nördlichen Umweg durch das von Hereros beweidete Gebiet einzuschlagen. Die ganze Geschichte von

der erneuten Anwesenheit der Hottentotten stellte sich hinterher als eine „Storie“ heraus; allein in einer solchen Zeit die weitere Umgebung unseres Wohnsitzes unachtsam zu durchstreifen, wäre ein im höchsten Grade sträflicher Leichtsinns gewesen. — —

Der von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft gecharterte Dampfer „Marie Woermann“, der am 23. August vor der Swakobmündung ankerte und in den folgenden Tagen Passagiere und Güter ausschiffte, landete, außer einer Reihe von Ansiedlern mit ihren Familien, eine neue, beträchtliche Verstärkung, bestehend aus hundert Mann mit drei Offizieren, den Leutnants von Heydebreck, Lampe und von Biethen. Unter dem Jubel der Bevölkerung, den der Donner der beiden Geschütze übertönte, fand an einem schönen Septembertage der Einzug der neuen Ankömmlinge statt. Aber die Freude war diesmal nur äußerlich. Man kann sich denken, in welcher Stimmung sich diese Männer befanden, die, zum Teil mit Frauen und Kindern ausgezogen, um sich eine neue Heimat in dem fremden Lande zu gründen, die niederschmetternde Wahrheit erfuhren, daß auf lange Zeit keine Möglichkeit vorhanden sei, eine Farm zu bewirtschaften. Einige von ihnen waren durch diese Nachricht völlig niedergedrückt, andere versuchten, so gut es ging, sich durch die Errichtung kleiner Läden eine geringe Einnahme zu sichern; und nur einer, der tätigste und energischste von allen, namens Heyn, gab kurz entschlossen sofort den Gedanken an die Farm auf. „Wozu soll ich meine Zeit mit Abwarten verlieren,

während meine Frau und Kinder verhungern können? Das ist nichts, hier muß gearbeitet werden; und wenn ich kein Viehzüchter sein kann, richte ich eine Speisewirtschaft für die Soldaten ein.“ Bald erhoben sich im Tale unterhalb meines Beobachtungshauses Hütten und Zelte, und im Schatten der Akazien standen einfache Tische und Bänke, roh zusammengezimmert aus vier Holzpflocken und einem Brett. Daran saß eine vergnügt essende und plaudernde Menge jugendlicher Soldaten, zwischen denen Frau Hahn, die Tochter eines preußischen Adligen bekannten Namens, mit ihren frischen Kindern herumhantierte, als sei sie von Jugend auf keine andere Tätigkeit gewohnt gewesen. Abends aber, wenn der Verkehr nachgelassen hatte, versammelte sich oft ein gemütlicher Kreis um ihren Tisch; und wenn die kleineren Kinder, denen die köstliche Luft Hochafrikas besser bekam als die schweren Nebel ihres ostdeutschen Geburtslandes, zu Bett gebracht waren, dann beleuchteten die Sterne des südlichen Himmels einen echt deutschen Familienkreis, in dem wir uns bedeutend wohler fühlten als in den öden Räumen unseres weiten Hauses auf der gegenüberliegenden Seite des Tales. —

Unsere abendlichen Spaziergänge führten uns indessen nicht nur auf die im Tale entlang ziehende Straße, an der sich damals außer den beiden großen Kaufhäusern die Zelte Hahns und eines anderen, jetzt in einen Kleinkaufmann verwandelten „Farmbesizers“ sowie die Niedhäuschen einiger Handwerker erhoben, sondern vornehmlich auf die Höhen des Festungsberges, wo sich die ziemlich

genau nach Rassen gesonderten Dörfchen der Eingeborenen ausbreiteten. Vor Sonnenuntergang versammelten sich auf den freien Plätzen vor den Rundhütten Männer, Weiber und Kinder; und unter Händeklatschen und eintönigem Gesang wurden jene Tänze aufgeführt, bei denen die Leute Ermüdung und Abspannung gar nicht zu kennen schienen.

Übrigens hatten die Kinder der Eingeborenen Gelegenheit, ihren Körper in Spielen, ähnlich der Beschäftigung weißer Jungen, zu üben. Am meisten machte sich natürlich auch innerhalb der farbigen Knabenwelt der Einfluß des militärischen Lebens bemerkbar. Häufig hatten unsere Jungen, ihnen gegen Abend eine Stunde frei zu geben; ihr Kapitän — diese Stellung hatte sich der zwölfjährige Hottentotte des Leutnants von Francois angeeignet — habe sie zum Exercieren befohlen. Eines Tages zeigten sie uns sogar ein hölzernes Gewehr, das die Bengels selber geschnitzt hatten. Die Genauigkeit, mit der sie ihr Spielzeug gearbeitet, dem sogar die Öffnung zur Aufnahme des Patronenrahmens nicht fehlte, verdiente alle Achtung. Während unsere kleinen Diener des Morgens beim Pferdeholen außerdem Gelegenheit fanden, sich im regelrechten Reiten zu vervollkommen, tobte eine Schar weniger begünstigter schwarzer und gelber Kerlchen auf großen Ziegenböcken im sandigen Flußthale auf und nieder und versuchte die unglücklichen und vor Verzweiflung wilden Reittiere auf das laute Kommando „Swadron, mars, mars!“ in einen Galopp zu bringen,

der meist in einem wirren Knäuel zwei- und vierbeiniger Geschöpfe endigte. — Ein wirkliches Reittier, dem man häufig begegnet, ist allerdings kaum weniger fremdartig als die gehörnten Pferdchen der spielenden Jugend; das sind die Reitochsen, die, wenn sie gut zugeritten sind, eine schnelle Gangart zu leisten vermögen und es auf der Reise einem Pferde an Ausdauer nahezu gleichthun. — —

Schöner waren die Abende auf dem Turmdach des Kommissariats oder vor dem neuen Offiziersgebäude unterhalb der Festung. Während die Sternbilder in hellem Glanze schimmerten und die Milchstraße wie ein mehrarmiger, silberner Strom über unsern Häuptern dahinzog, flammte auf den Gebirgen ringsum heller Feuerschein empor. Bald glühten die Umrisse der Berge, von tausend natürlichen Fackeln beleuchtet, aus der Nacht hervor, bald bedeckte ein einziges riesenhaftes Glutmeer ganze Gipfelzüge und sandte seine lohenden Ausläufer die Täler hinab wie ebensoviele Ströme roter Lava. Eines Abends war das ganze Awasgebirge eine einzige glühende Wand, die mit ihren hoch in den dunkel geröteten Himmel ragenden Feuermassen einen Anblick darbot, wie er in seiner unbeschreiblichen Großartigkeit von keinem heute noch tätigen Vulkan der Erde erreicht wird.

Die Ursache dieser Berg- und Steppenbrände, die in Europa ihresgleichen nicht finden, ist in den seltensten Fällen der Zufall oder, besser gesagt, die Unvorsichtigkeit eines im Felde Lagernden. Die meisten sind mit Absicht angelegt; indem sie die vorjährige Weide zerstören, sollen

sie dem zarten und nahrhaften jungen Grase der kommenden Regenzeit Raum zum Gedeihen schaffen. In den einsamen Hochländern am oberen Kuiseb und überhaupt im Berggebiet des südlichen Damaralandes legen die wild lebenden Bergdamara und vereinzelte Buschleute das Feuer zu beiden Seiten schmaler Strecken auch deshalb an, um das den von Flammen freien Weg entlang flüchtende Wild leichter in ihre Hände zu bekommen. Die Feuer endlich, die in diesem Jahre den Rest der westlich von Windhoek gelegenen Futterflächen zerstörten, und die plötzlich aufflackerten und die Grasfläche mit hellem Schein übergossen, um sie gleich darauf in verzehrende Gluten zu hüllen, waren offenbar von feindlichen Posten angelegt worden, um uns auch nach dieser Richtung hin Schaden zu tun.

Es ist eine alte Unsitte, dies Brennen der Weide, denn es fällt ihm nicht allein das vorjährige Gras zum Opfer. Viel bedeutender als der geringe und fragwürdige Vorteil besseren Futters sind die Zerstörungen, die das Feuer unter dem jungen Nachwuchs der Bäume und Büsche anrichtet. In einem Lande mit so ausgeprägtem Steppenklima, wie Südwestafrika es ist, haben die noch vorhandenen Baum- und Buschbestände einen zehnfach größeren Wert als in den Ländern mit gleichmäßigem Regen zu allen Jahreszeiten. Je geringer die Zahl der die Berge und Hänge beschattenden Holzgewächse ist, um so mehr Wasser verdunstet vom Boden weg; und je kahler die Oberfläche des Hügellandes wird, um so mehr wird sie auch von der

verwitterten Erdoberfläche entblößt, und um so schneller laufen selbst die Wassermassen ab, die ehemals der Vegetation zu gute kamen. Es muß darum auf jede Weise und mit allen Mitteln angestrebt werden, der abscheulichen Unsitte des Feldbrennens Einhalt zu thun. Keine Strafe darf als zu streng gelten, wenn es sich um den Schutz des Landes gegen die Zerstörer seiner wichtigsten Lebensgrundlagen handelt. —





11. Kapitel.

Der Fortgang des Krieges und die Rückkehr bis Ojimbingue.

Da in der Umgebung von Windhoek damals nur noch wenig brauchbares Weideland vorhanden war, so machte die seit Frühlingsanfang herrschende Lungenseuche unter den zusammengedrängten Herden so reißende Fortschritte, daß sich der Zeitpunkt berechnen ließ, an dem das letzte Kind den Kugeln des beinahe jeden Morgen in Tätigkeit tretenden Kommandos erlegen sein würde.

Mit der kaum begonnenen Viehzucht in diesem Gebiet war es also vorläufig zu Ende; und verschiedene Ansiedler, die daheim kein Handwerk gelernt, hatten die Wahl, entweder zu hungern und betteln zu gehn oder sich durch einen kleinen Handelsbetrieb zu ernähren. Aber Mangel und wachsende Unsicherheit machten sich immer drückender fühlbar.

Bezeichnend für die Lage war die Weigerung des Postmeisters seit dem Tage von Horebis, für sichere Beför-

derung der Brieffschaften noch irgendwelche Verantwortung zu übernehmen. Daß dieser Zustand nicht lange mehr fort-dauern konnte, sollte nicht die Mehrzahl der Weißen im Mittelpunkte der Kolonie zu Grunde gehen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Ein Kriegszug sollte dazu dienen, den Gelbhäuten die verstärkte Macht vor Augen zu führen. Auch die beiden Geschütze fanden bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Verwendung. Zwei Ochfengespanne wurden eingefahren, um als Zugtiere der beiden Knalldroschken Kriegsdienste zu leisten; die wenigen Pferde, die von Ziehen für brauchbar erklärte, mußten zum Reiten benutzt werden. Noch schlimmer als der Mangel eines ordentlichen Gespannes war eine Entdeckung, die kurz vor dem Ausmarsche gemacht wurde. Es fanden sich zwar zweitausend wohlgefüllte Schrapnels vor, aber sämtliche Zünder fehlten. Wahrscheinlich war die Kiste, die sie enthielt, völlig ungenügend gezeichnet und infolgedessen an der Küste zurückgeblieben. Es blieb nichts übrig als Granaten mitzunehmen, von denen man sich mit Recht keinen nennenswerten Erfolg versprach.

Wieder rückte die Truppe auf Hoornkrans zu, und wieder stellte sich heraus, daß mit dem schwerfälligen Apparat einer Fußtruppe gegen die landeskundigen und flinken Witboois nichts auszurichten sei, wollte man nicht außerordentliche Opfer daranwenden. Wohl bekam man den Feind auf dem Vormarsch gegen die Schluchten des Roten Berges zu Gesicht, aber nur auf ganz kurze Zeit. Nach ihrer gewohnten Art ließ ein Trupp Witboois

die Spitze einer Abteilung nahe herankommen. Dann krachten die wohlgezielten Schüsse aus dem Versteck, und einer der drei Voranschreitenden sank tot, ein anderer tödlich getroffen zu Boden, während dem dritten der Fußknöchel durchschossen war. Die Hottentotten aber eilten wie der Blitz über unnahbare Klippen hinweg, die Hüte schwenkend wie ein Schütze nach einem Meisterschuß. —

Das Gelände, wohin sich die Hauptmacht der Witboois gezogen hatte, war fürchterlich; tiefe Schluchten mit kaum zu erkletternden Rändern, zerrissenes Hügel land nach verschiedenen Seiten; ein Angriff schien dem Major von François — er war inzwischen befördert worden — in diesem Gebiet unmöglich. So kehrte die Truppe, die am 24. September von Windhoek ausgerückt war, gänzlich unverrichteter Sache um und trat den Rückmarsch an.

Wir alle bezweifelten stark, daß der Krieg noch lange in dieser Weise und mit einer so unzureichend ausgerüsteten Truppe werde weitergeführt werden können. Major von François schien dieselbe Ansicht gewonnen zu haben; denn er entschloß sich nunmehr, die militärische Macht in erster Linie zur Deckung des gefährdeten Weges nach der Küste und zur Sicherung des Verkehrs zu verwenden. Von jetzt ab sollten die großen, nach Windhoek und Rehoboth bestimmten Transporte eine von einem Offizier geführte Bedeckung von je fünfzig Mann erhalten. Leutnant Lampe wurde bereits in den ersten Oktobertagen mit der Leitung eines solchen Wagenzuges betraut, und auch ich entschloß

mich, einer erneuten Aufforderung meines Freundes Schwabe folgend, einen der Transportzüge mitzumachen. Anfang November war in Rehoboth ein solcher neu zusammengestellt, dessen Eintreffen täglich erwartet wurde. Außer Schwabe, der als Ersatz für von Bülow in Swakobmund bleiben sollte, hatte von Zietzen Befehl erhalten, den Zug zu begleiten, um auf dem Rückwege die Führung zu übernehmen. Schluckwerder traf schon im Anfang des Monats ein, um mit uns nach der Swakobmündung und von da über Walfischbai nach Kapstadt zu gehen; und endlich gedachte sich uns der ehemalige Lazarettgehülfe Rusch im Auftrage seines jetzigen Brotherrn Schmerenbeck anzuschließen, um persönlich einige Angelegenheiten des Storebesizers an der Küste zu regeln.

Endlich kam die frohe Kunde, die Staubwolken der Wagen seien in der Ebene im Süden des Ortes zu sehen. In Eile ging ich an das wichtige Geschäft des Packens; denn höchstens bis zum Nachmittag konnte man warten, da keines der Gespanne wegen der Lungenseuche an den Wasserstellen von Windhoek und den benachbarten Plätzen getränkt werden durfte.

Ein großer Kreis war es, der sich nach Tisch im Turmzimmer des Kommissariats versammelte, um den scheidenden Offizier zu verabschieden. Dann aber klang das Signal der Trompete von der Feste herab, das Zeichen zum Sammeln für die Bedeckung. Pferdegetrappel ertönte, und, geführt von einer Anzahl reisefertiger Jungen, erschienen unsere Rosse gesattelt und gezäumt vor dem Hause.

Einige Herren und Damen stiegen mit uns zu Pferde, um uns ein Stück Weges das Geleit zu geben. In gemächlicher Gangart zogen wir durch den Busch, und währenddessen verschwanden, eines nach dem anderen, die weißen Dächer von Windhoek, zuletzt mein kleines, in der Nachmittagssonne blinkendes Beobachtungshäuschen, das Haus, in dem nach der Meinung der Eingeborenen „der Regen gemacht wird“. Dann noch ein kurzer Händedruck, ein ernsteres Lebewohl als sonst, und mit gelockertem Zügel ging es im Trabe vorwärts durch die Lichungen des dichter werdenden Buschwaldes.

Am Nachmittag wurde nur noch eine kleine Strecke zurückgelegt. Leider bekamen wir schon an diesem ersten Abend eine Vorstellung von den angenehmen Verzögerungen, die uns der Eigensinn unserer Treiber unterwegs bereiten sollte. Unklugerweise hatte man diesen im Truppenbureau von Windhoek gesagt, der Führer des Zuges sei angewiesen, sich in allen die Marschzeit angehenden Dingen ihren Wünschen zu fügen. So hatten sie denn bereits an diesem ersten Tage eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ausgespannt, ohne uns vorher von ihrer Absicht in Kenntniss zu setzen. Wohl oder übel mußten wir wieder aufsatteln und eine Strecke zurückreiten, bis wir das Lager erreichten. Als wir anlangten, war die Mannschaft mit Abkochen beschäftigt, und auch wir beeilten uns, das Abendessen einzunehmen, um dann noch bei dem Rauch einer Zigarre, auf unsere Decken hingestreckt, ein Stündchen miteinander zu plaudern, bevor wir uns auf

die Seite legten, um wieder einmal einen köstlichen Schlaf unter freiem Himmel zu tun.

Noch ehe die Sonne sich über den Ruppen des Gebirges zeigte, sollte die Kolonne wieder in Bewegung sein. Aber nur der weiße Mann dachte so; das Schicksal, in diesem Falle durch unsere Bastards recht übel vertreten, hatte anders beschlossen. So war es schon lange heller Tag, als endlich das Signal zum Sammeln ertönte und der Zug sich in Bewegung setzte. Und wieder ging es dahin durch den Wald von Brakwater, einen wirklichen Wald hochstämmiger Giraffenakazien mit dichtem Strauchwerk, belebt von ungezählten Fasanen und Perlhühnern, durchtönt von dem schrillen Geschrei ganzer Schwärme von grünen Papageien.

An der Wasserstelle lag der halbverweste Leichnam eines an der Lungenseuche zu Grunde gegangenen Ochsen. In weitem Bogen, scheu nach dem Verderben bringenden Fleck hinüberblickend, umkreisten unsere Treiber mit ihren Wagen die Wasserlöcher des Flusses, und notgedrungen mußten wir nach dem zehn Kilometer entfernt gelegenen Okapuka weiterziehen, an dessen fließendem Wasser die Gefahr einer Ansteckung für die Tiere viel geringer ist.

Jenseits Okapuka betraten wir das Gebiet, das von der alten Weglinie durchschnitten wird, der die Witboois in ihren langjährigen Kriegen mit den Hereros folgten. Von hier ab wurde deshalb unter Anwendung der nötigen militärischen Vorsichtsmaßregeln marschiert. Wie alle Gefahr auch ihre gute Seite hat, so auch dies-

mal. Unsere schlingelhaften Bastards drängten jetzt eiliger vorwärts als bisher, um die größeren Ausspanplätze zu erreichen.

Bei der Mittagstafel unterhalb Otjikango im Tale des Swakob erhielten wir zahlreichen Besuch aus dem Orte, dessen Missionsstation noch immer verwaist lag und nur von einem schwarzen Schulmeister verwaltet wurde. Es mochten etwa fünfzig Bivakgäste beiderlei Geschlechts sein, die summend und schwabend sich im Lager umhertrieben und uns schließlich durch die etwas aufdringliche Neugierde lästig fielen, mit der sie sich um unsere Mittagstafel drängten, um uns bei der ebenso angenehmen wie nützlichen Arbeit des Essens zu beobachten. Doch siehe da: kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, ich sei der „Doktor Rain“ (Regendoctor), den man so sehr schätzen gelernt, als sich ein alter Herero erhob und seinen Landsleuten in einer längeren Ansprache auseinandersetzte, ich wünschte ungestört meine Mahlzeit einzunehmen, weshalb sie die Güte haben möchten, sich zurückzuziehen, und mich in Ruhe zu lassen. Nachdem er so seine Dorfgenossen nach seiner eigenen Bezeichnung „geschreckt“ hatte, wandte er sich, ohne sich sonderlich um die beiden Offiziere zu kümmern, wieder an mich. Seine in schaudervollem Holländisch vorgebrachte Rede begann damit, daß ich in ihren Augen höher stehe als der „Groß-Kapitän“ von François, und gipfelte in der Bitte, es auch in diesem Jahre reichlich regnen zu lassen, damit ihr Mais und ihre Kürbisse gedeihen und ihr Viehstand wachsen möchten,

und daß ihre Herzen fröhlich werden könnten. Ich erwiderte ihm, möglichst meinen Ernst bewahrend, ich hoffte, es werde eine gute Regenzeit geben; einstweilen möchten sie sich damit zufrieden geben, daß die Deutschen es gut mit ihnen meinten. Es würde mir nichts genützt haben, hätte ich diesen Halbwilden die Überzeugung von der Unsinzigkeit ihrer Vorstellungen beibringen wollen, sie würden mich argwöhnisch angesehen und bei sich gedacht haben: „Der Regendoctor belügt uns“. In diesem besonderen Falle aber hätte auch die längste Vorlesung über den Regen und meine Beziehungen zu ihm gar keinen Eindruck gemacht; denn kaum hatten wir den Lagerplatz verlassen, da ballte sich auch schon dunkles Gewölk zusammen, und am Abend ging in Gestalt eines starken Geriefels der erste Regen dieses Sommers über dem Lande nieder. Mein Ruf als der eines unübertroffenen Zauberers aber ist seitdem im Hererolande für alle Zeiten gefestigt.

Unsere Besucher wurden aufgefordert zu singen; und sie gaben uns eine Anzahl vierstimmiger Lieder zum besten, die uns eine gute Meinung von der musikalischen Leistungsfähigkeit der Rassen beibrachten. Allerdings sangen sie alles, geistliche und kriegerische Lieder, nach Choralmelodien; und nur ein in deutscher Sprache wiedergegebenes Volkslied hatte seine eigene Weise behalten. Diese gesangliche Ausbildung der Hereros ist ebenso wie die in dieser Gegend vorherrschende europäische Tracht eine Folge der Tätigkeit der Mission. —

In Otjikango latiti wurde Halt gemacht, und wir

nahmen trotz der Abendkühle ein Bad in dem warmen Wasser der Quellen.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr sollte aufgebrochen werden; aber es wurde wieder einmal nichts daraus. Unsere Treiber hatten während der Nacht, natürlich absichtlich, die Ochsen von drei Wagen verloren, um einen Rasttag an dem ihnen passend erscheinenden Ort zu halten. Und als wir Niene machten, mit den anderen Wagen abziehen, um die Herren zur Eile zu nötigen, stellte sich zu unserer Überraschung heraus, daß „zufällig“ die Ochsen der das Gepäck und unseren Proviant führenden Wagen das Weite gesucht hatten. Es war zum Verzweifeln; aber wir mußten warten, bis die Herren Treiber und Leiter nach etwa zweistündiger Beratung zu der Ansicht kamen, es sei angebracht, unseren ihnen in recht verständlicher Weise bekannt gegebenen Wünschen zu folgen. Und siehe da: gleichsam als wenn eine geistige Beziehung zwischen den Bastards und ihren Ochsen bestanden hätte, wurden die Tiere zur allgemeinen Freude ganz in der Nähe entdeckt. In der nächsten Viertelstunde war eingespannt, und um halb zehn Uhr setzte sich der lange Zug glücklich in Bewegung.

Die furchtbare Strecke jenseit des Sneeuwribiers, deren ich von meiner ersten Reise her noch achtungsvoll gedachte, war glücklich überwunden. Kaum waren wir auf dem Ausspannplatze angelangt und hatten es uns im Schatten einer großen Anaakazie bequem gemacht, als uns der Ruf „die Post!“ aus unserm Träumen und Sinnen

aufftörte. Würdevoll kam der tieffschwarze Stephansbote dahergeschritten, den man uns von Windhoek aus nachgesandt hatte; und während er an einem der Lagerfeuer niederkauerte, drängte die gesamte Mannschaft um uns her, dieser einen Gruß aus dem heimatlichen Dorf erwartend, jener die Antwort auf eine an die Kameraden bei seinem alten Regiment in fröhlicher Laune abgeschickte Bierkarte. Dazwischen verschlangen ein paar Schnelleser die Zeitungspakete, den Kameraden eifrig die wichtigsten Ereignisse mittheilend, die sich vor einem Vierteljahr in Europa zugetragen hatten. Alles saß und las, und das Lager in der Wildnis hatte plötzlich ein ganz eigenartiges Aussehen gewonnen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch unseren schwarzen Postboten ein Wörtchen des Lobes zu spenden. Man mußte unbedingt ihre Leistungen bewundern. Alle fünf Wochen legten sie, beladen mit den schweren Postsäcken und ihrer Kost, zu Fuß in etwa zehn Tagen den dreihundertundsechzig Kilometer langen Weg nach der Küste zurück; und nach ein bis zwei Ruhetagen in Balsfischbai mußten sie denselben Marsch mit oft noch schwereren Lasten von neuem antreten. Und das alles für verhältnißmäßig geringen Lohn und in damaliger Zeit unter ständiger Lebensgefahr.

Für mich brachte die Post eine Kunde von der größten Bedeutung, nämlich die Mittheilung, daß mir das Kuratorium der Humboldtstiftung eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung meiner Studien in Südafrika bewilligt

habe, gleichzeitig aber die Nachricht von Windhoek, daß die Lungenseuche dort immer mehr an Umfang gewinne. Jetzt galt es zu erwägen, ob meinen Zwecken wirklich mit einer Aufrechterhaltung meines ursprünglichen Reiseplanes gedient sei. Fand, wie sich annehmen ließ, eine geplante militärische Expedition nach dem Süden nicht statt, so hätte ich mehrere Monate mit einem erneuten und unnötigen Aufenthalt in Windhoek verloren. Auf der anderen Seite bot sich mir die Möglichkeit, meine Arbeiten in verwandten, südafrikanischen Gebieten fortzusetzen und so ein vollständigeres Bild der Geographie Südafrikas zu erhalten. Ich wählte das letztere und hatte meinen Entschluß nicht zu bereuen.

Am Nachmittag wurde früh aufgebrochen, denn vor uns lag die wasserarme Strecke bis Uitdrai.

Durch die lichter werdende Vegetation führte uns unser Weg über Awaaipe bis zu einer Kluppe auf einsamer Hochfläche, wo um elf Uhr abends endlich nach vielstündigem Marsche Halt gemacht wurde. Doch schon um zwei Uhr morgens ertönte das Trompetensignal zum Aufbruch; in größter Eile wurden Decken und Felle zusammengerollt, das Kochgerät verpackt und die Pferde gesattelt, und dann ging es wieder durch die frische Nachtlust. Kurz nach Sonnenaufgang erst hielten wir bei einer Anzahl zum Teil noch jetzt gefüllter Wasserbecken einen Augenblick und sahen von den am Wege liegenden Hügelrücken hinaus in den ungeheuren Talkessel des Swakob, der sich vom Liebenberge 30 Kilometer weit nach Westen erstreckt, und

vor dessen jenseitigem Bergrande, von der Morgensonne hell beleuchtet, die weißen Häuser von Djimbingue herüberschimmerten, dem willkommenen Rastort für alle nach der Küste reisenden Europäer. —

Am folgenden Sonntag, am 19. November, war in Djimbingue Militärgottesdienst, abgehalten vom Missionar Meier. Die Anregung dazu war von den Mannschaften selber ausgegangen, denen zum Teil seit einem halben Jahr keine Gelegenheit mehr geboten war, einer Predigt beizuwohnen.





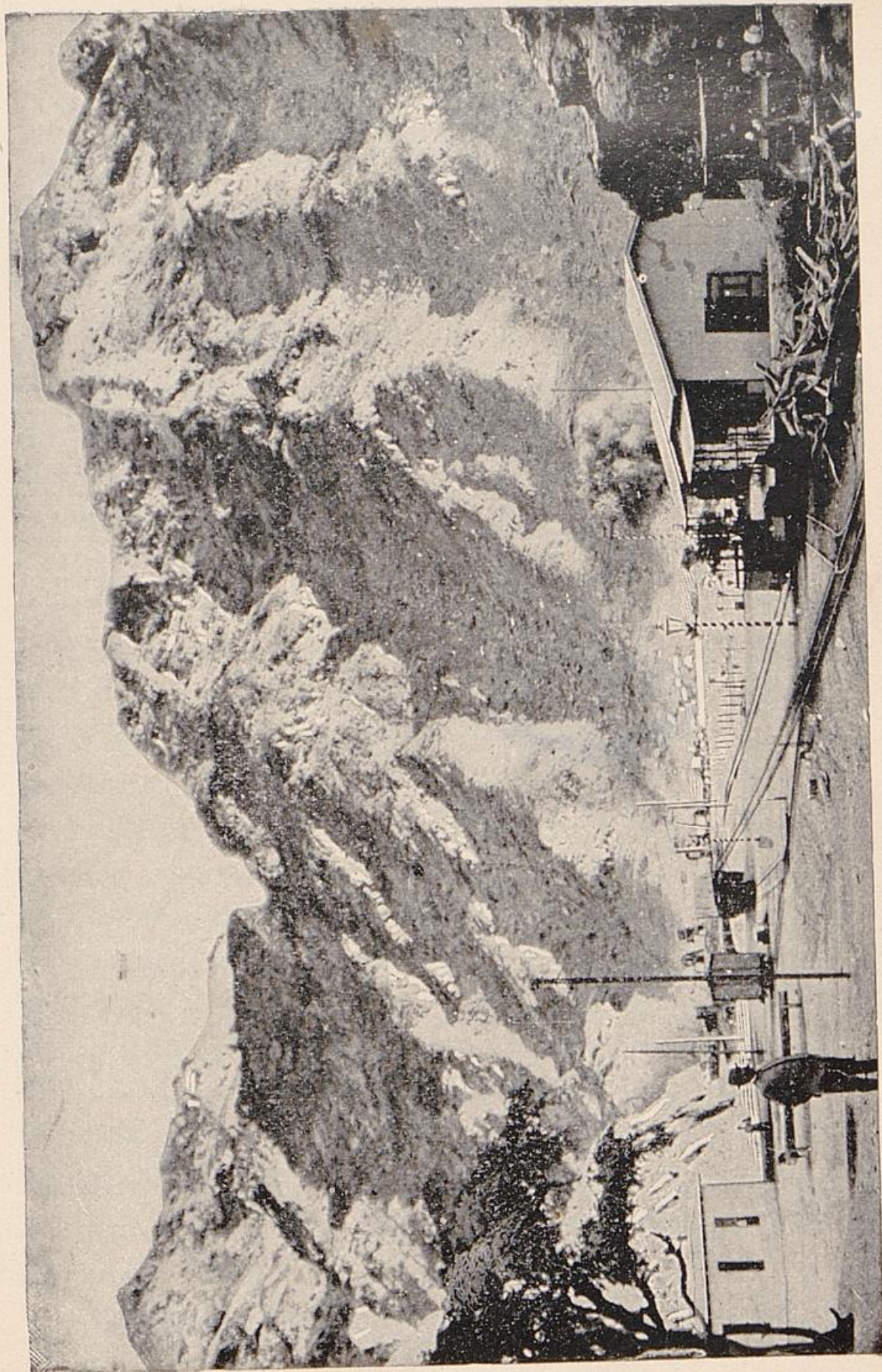
12. Kapitel. Reise zur Küste.

Als Tag des Abmarsches war der Montag angesetzt; allein unsere treuen Treiber hatten auf die Nachricht, der Aufbruch sei auf sieben Uhr befohlen, bereits um fünf ihren sonst so kostbaren Schlaf unterbrochen und sämtliche Ochsen wieder fortgetrieben. Wir mußten uns wie immer fügen. Endlich, am Dienstag morgen, ertönte das Signal zum Aufbruch. Während unsere Wagen sich in Bewegung setzten, verweilten wir noch eine Stunde länger im Ort. Ein leichter Trab brachte uns dann bald an die Spitze der Wagenkolonne, die sich langsam im Flußthal vorwärts bewegte. Dank der Genialität unserer schwarzen Jungen sollte die Verbindung mit dem Orte indessen erst am Nachmittag aufhören. Kaum waren wir eine Stunde von Djimbingue entfernt, als ein Eilbote einen Brief an Leutnant Schwabe und Leutnant von Zietzen überbrachte, dessen Verlesung allen Zuhörern ein lautes Gelächter entlockte. Der Händler Dannert, bei dem wir gewohnt hatten, ersuchte in dem Schreiben um ge-

fällige Rücksendung des mitgenommenen Bettzeugs. Es stellte sich heraus, daß die kleinen farbigen Diener den Befehl zum Einpacken der Schlaffachen etwas zu wörtlich befolgt hatten, so daß sich mit den Decken der beiden Herren zugleich das gesamte Eigentum der Hausfrau unter militärischer Bedeckung auf der Reise nach der Bai befand.

Die Reise verlief ganz glatt. Die völlige Ruhe trotz mehrfach die Luft durchschwirrender Gerüchte von der Nähe des Feindes war uns beinahe unheimlich. „Passen Sie auf,“ hieß es oft am abendlichen Lagerfeuer, „dahinter steckt etwas. Hendrik ist seit zwei Monaten scheinbar ruhig, und das ist kein gutes Zeichen. Wahrscheinlich plant er wieder etwas ganz Unvorhergesehenes.“ Daß dies unvermutete Ereignis sich bereits zugetragen hatte, sollten wir wenige Tage darauf erfahren.

Frisch ging es voran, dem Meere entgegen, das sich bald durch einen starken Südwest und durch wunderliche Luftspiegelungen ankündigte, die in täuschender Ähnlichkeit kleine Seen und Teiche am Wege hervorzauberten, durch deren Gewässer sich die Reiter und die vordersten Wagen zu bewegen schienen. Endlich wurden in den Nebelschleiern vor uns auf einer mäßigen Anhöhe Wellblechhäuser und Zelte sichtbar, die werdende Stadt an der deutschen Küste von Südafrika, Swakobmund, damals noch ein öder und unwirklicher Aufenthalt. Von der Wohnung des Kommandanten flatterte die neue deutsche Kolonialflagge, während die hier stationierten Matrosen mit den Vorbereitungen zum Abladen der Wagen beschäftigt waren.



Seitental des unteren Swakob.
(Die Bahn ist erst eine spätere Anlage.)



Seitental des unteren Swakob.
(Die Bahn ist erst eine spätere Anlage.)



Nachdem wir uns, so gut es gehen wollte, in den verfügbaren Räumen des größten Blechhauses eingerichtet hatten, in denen es aber weder Fenster noch Fußböden gab, zog es uns hinab an den Strand, über dessen Untiefen sich die Brandungswellen mit donnerähnlichem Getöse brachen. Auf den ersten Blick erkennt man, daß es nur verhältnismäßig geringer Vorarbeiten bedarf, um hier eine Landungsstelle zu schaffen, besser als diejenige etwa von Port Nolloth, über das der größte Teil des Güterverkehrs von Klein-Namaland geht.

Bei der Mittagsmahlzeit gab es zum ersten Male nach einer langen Zeit der Entbehrung wieder frische Fische. Daneben prangte ein seltsames Geflügel auf der Tafel, ein am vorhergehenden Tage geschossener, jugendlicher Flamingo, der in seinem Geschmack täuschend einem Hasenbraten glich.

Am folgenden Morgen um 10 Uhr standen die Pferde gesattelt, und wir saßen auf, um unsere letzte Station in Südwestafrika, die englische Walfischbai, zu erreichen. Es gibt zwei Wege dorthin, von denen der kürzere durch die Dünen führt und deshalb ungern gewählt wird. Der bessere geht etwa vierzig Kilometer weit unmittelbar am Strande entlang, und man reitet gewöhnlich mit Beginn der Ebbe von der Swakobmündung ab, da die schwierigste Stelle, wo die die Walfischbai umgebenden Dünen dicht und steil an das Meer herantreten, bei Hochwasser kaum zu passieren ist.

Zuerst allerdings stuzten die Tiere und starren ängst-

lich in die sich überstürzenden Wogen der Brandung und in das zu ihren Füßen heranspülende Gischtwasser. Aber wir hatten keine Zeit, ihre Launen zu berücksichtigen, denn die kühlen Stunden während des Morgennebels mußten ausgenutzt werden. Zur Linken erhob sich Düne an Düne, eine Landschaft von trostloser Eintönigkeit. Zur Rechten aber wälzte das Atlantische Meer seine schäumenden Wogen durch den grauen Nebel heran, und ihr Donner übertönte beinahe das Gekreisch mächtiger Albatrosse und auf den Klippen zu Hunderten rastender Möven und Taucher. Da zerteilte sich der Nebelschleier; und nun schimmerte der Ozean weit hinaus in leuchtendem Blau, ein herrlicher Anblick.

Endlich, nach dreistündigem Ritt unter der immer heißer werdenden Sonne tauchten in der Ferne Häuser und Signalmasten auf, infolge der Luftspiegelung scheinbar im Meere schwimmend. Noch eine halbe Stunde Galopp mußten wir reiten, ehe die Niederlassung erreicht war und uns die kühlen Räume des Herrn Mertens aufnahmen, auf deren Dache schon seit einiger Zeit die schwarzweißrote Flagge zu unserer Begrüßung gehißt war.

Nach dem Abschiedsmahl für von Zithen und Rusch, die uns am andern Morgen verlassen mußten, um den nach Windhoef zurückkehrenden Wagenzug rechtzeitig einzuholen, umfing uns alle ein mehrstündiger, traumloser Nachmittagschlaf. Entsetzt erhoben wir uns; denn es begann beinahe zu dunkeln, und noch war keiner der pflichtmäßigen Besuche erledigt.

Der andere Morgen vereinigte uns noch einmal mit den beiden Scheidenden. Mertens und ich begleiteten sie noch eine Strecke weit am Strande. Bald war das die Davonreitenden umhüllende Staubwölkchen in der spiegelnden Morgenluft verschwunden, die zitternd die nächsten Dünen umspielte. Wir aber kehrten nachdenklich in unsere Wohnung zurück.

Zwei Tage nach der Abreise von Zithens lief unser Boot von der Swakobmündung her ein. Die Leute erzählten von der starken Dünung, die sie zu überwinden gehabt hätten, und der Obermatrose erklärte es für unwahrscheinlich, daß sie in nächster Zeit noch einmal die Fahrt nach der Bai würden machen können. So sah ich mich genötigt, einen ganzen Trupp Hottentotten nach der deutschen Station zu senden, um meine dort zurückgelassenen Koffer nach Walfischbai bringen zu lassen, ein höchst ärgerlicher Umstand; denn das Abholen meines Gepäcks kostete auf diese Weise trotz der kurzen Strecke etwa das Fünffache der Seefracht von Hamburg nach Südafrika. Indessen ließ sich's nicht ändern, da der „Nautilus“, das kleine englische Postschiff, jeden Augenblick erwartet wurde, und somit keine Zeit zu verlieren war.

Tags darauf ertönte endlich der lang ersehnte Ruf „Sail ho!“, und abermals begann die Glocke zu läuten, die die Arbeiter zu den Booten rief. Ruhig spazierten wir am Strande auf und nieder und beobachteten das allmähliche Näherkommen des Rauchwölkchens und das Her-

vortreten des schwarzen Schiffskörper. Wir sahen das Boot des englischen Residenten und das des Landungsagenten fortfahren und bemerkten, wie beide kurze Zeit darauf von dem inzwischen vor Anker gegangenen Dampfer wieder abstießen. Noch eine Weile, und das Boot des Hafenmeisters stieß auf den Strand; der wohlgenährte Herr sprang in das Wasser und watete eilig und mit vor Aufregung gerötetem Gesicht auf uns zu. „Wissen Sie das Neueste, meine Herren? Die Hottentotten sind nach Süden gezogen, haben Kubub überfallen und die Station der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika vollständig zerstört. Der Stationsleiter Hermann hat sich mit knapper Not gerettet und befindet sich an Bord des ‚Nautilus‘.“ Da hatten wir also die Erklärung für die lange scheinbare Untätigkeit der Witboois, und ihre neueste Tat entsprach wieder ganz dem Charakter ihres verwegenen Führers.

Nach Hermanns Erzählung war alles vernichtet, was er auf der in Groß-Namaland gelegenen Versuchsfarm Kubub geschaffen hatte. Vergeblich hatte er nach dem Ausbruch des Krieges auf das Erscheinen einer Patouille gehofft, die die Deckung seines gefährdeten Postens übernehmen konnte, doppelt gefährdet, weil seine Nachbarn, die Hottentotten von Bethanien, in zwei Parteien gespalten waren, von denen die eine ein Zusammengehen mit dem unter allen Namas gefürchteten und angesehenen Häuptling der Witboois forderte. So war denn auch bei dem Überfall die Mitwirkung der Bethanier nicht zu verkennen; denn bei einer entschlossenen Haltung derselben hätte

Hendrik, der bei diesem Zuge nach dem Süden nur von 40 Reitern begleitet gewesen sein soll, schwerlich irgend-
etwas in diesem Gebiet durchsetzen können. So aber waren
Hermann und der in seinen Dienst übergetretene, ehe-
mals der Truppe angehörende von Quikow nicht imstande,
dem nach Kubub gesandten feindlichen Kommando irgend-
welchen Widerstand entgegenzusetzen, und während sie sich
nach Angra Pequena retteten, fiel der ganze Viehbestand
der ersten wirklich bewirtschafteten Farm unseres Schutz-
gebietes in die Hände der heutigetigen Hottentotten. Mehr-
ere tausend Wollschafe und Ziegen, mehr als fünfzig
Pferde und eine beträchtliche Menge Kinder verschwanden
auf Nimmerwiedersehen, ein vorläufig unersehlicher Ver-
lust für die Gesellschaft, die Rechtsnachfolgerin des ver-
storbenen Lüderik in Deutsch-Südwestafrika. Hermann
aber, von erklärlicher Bitterkeit erfüllt und für die nächste
Zeit ohne bestimmte Aufgabe in diesen Ländern, ent-
schloß sich, mit uns nach Kapstadt zu gehen, um dort die
Weisungen seiner Vorgesetzten abzuwarten.

Ehe ich meine Abschiedsbesuche machte, bestieg ich noch
einmal mein gutes Pferd, um mit Schwabe einen letzten
Spazierritt nach Sandfontein zu machen. Zwischen dem
Reiter und dem Pferde, das ihn in einem wilden und nicht
immer ganz gefahrlosen Leben so oft getragen, entwickelt
sich doch ein starkes persönliches Verhältnis. Es war eines
der letzten Male, daß das Tier einen Reiter trug. Nicht
lange nach meiner Abreise erlag es dem giftigen Biß
einer in dem Weidengestrüpp von Nunidas versteckten

Schlange. Mir war, als ich die Nachricht erhielt, zu Mute, als sei ein guter Freund gestorben.

Am Morgen des 7ten Dezember, also fast anderthalb Jahre, nachdem ich an derselben Stelle zuerst den Boden des afrikanischen Kontinents betreten hatte, bestieg ich mit Schluckwerder und Hermann eines der kleinen Landungsboote. Schwabe begleitete uns an Bord; doch es war kaum Zeit zu einem kurzen Abschied, bei dem ein schäumendes Glas dem Wohle unserer Kolonie, ein letztes einem fröhlichen Wiedersehen hier oder anderswo auf der Erde geweiht wurde. Dann rasselte die Treppe an der Bordwand empor, und während von unten in ein-tönigem Takt der Schlag der Ruder herausschallte, die das Boot dem Lande zutrieben, begann das Schiff langsam seinen Bug dem Ausgang der weiten Bucht zuzudrehen. Ich aber stand mit meinen Reisegefährten an Deck und schaute hinüber nach dem Ufer, wo schon seit einer Stunde auf den Häusern unserer Landsleute uns zu Ehren die schwarz-weiß-roten Flaggen im Morgenwinde flatterten. Viel und meist Ernstes hatten wir im letzten Jahre dort oben im Lande erlebt; aber in dieser Stunde war einzig und allein der Wunsch in uns lebendig, bald wieder an dem kühnen Unternehmen mitarbeiten zu dürfen, dessen Ziel es ist, in entlegenen afrikanischen Gebieten eine neue Schutzwehr zu schaffen für die Macht und die Ehre des Deutschen Reiches.



Nachwort.

Karl Dove verließ Deutsch-Südwestafrika zu einer für die Kolonie äußerst schweren Zeit. Seine durch den Reiz des Miterlebens ausgezeichnete Erzählung der kriegerischen Ereignisse aus dem Beginn der neunziger Jahre reicht bis zu jenem Überfall der Witboois auf die im Süden — östlich von Angra Pequena — gelegene Station der Kolonialgesellschaft, der auf die Stimmung der in ihren Hoffnungen so herb getäuschten „Ansiedler“ geradezu niederschmetternd wirkte. Aber wir haben in einem andern Buch aus der Feder desselben Forschers eine Art Fortsetzung seiner Darstellung erhalten, deren wissenschaftlicher Charakter freilich einen sachlicheren, nüchterneren Ton bedingt als den der vorstehenden Reisebeschreibung.¹⁾

Zunächst sei aus diesem Buche ein Abschnitt hergesetzt, der das aus den vorigen Kapiteln gewonnene Bild von der eingeborenen Bevölkerung unseres Schutzgebietes

¹⁾ Vgl. Deutsch-Südwestafrika von Prof. Dr. Karl Dove; Berlin, Wilhelm Süsserott, 1903 (V. Band aus Süsserotts Kolonialbibliothek).

klären wird. Es heißt dort in einer eingehenden Darstellung derselben:

„Der Süden wurde das Gebiet der gelben,¹⁾ der größte Teil des Nordens Eigentum der Kaffernrasse,²⁾ der tropische Teil wird von den den Angolanegern nahe-
stehenden Ovambo behauptet, während zwischen ihren Wohnsitzen die Bergdamara und die Buschleute, vereinsamte, wunderliche Reste herabgekommener oder, wenigstens was die Buschmänner anbelangt, vielleicht auch neu entstandener Völker, ihr Dasein fristen. Neu hinzugekommen aber sind von Südafrikanern in den letzten Jahrzehnten die Mischrasse der Bastards und einige Storden eines im fernen Osten ansässigen Kaffernvolkes, der Betschuanen. Kurz, wir haben in der an Zahl nicht einmal großen Bevölkerung unserer Kolonie ein seltsames Gemisch der denkbar verschiedensten Völker und Rassen.“

Kein Wunder bei dieser Mannigfaltigkeit der Bevölkerung, daß ein friedliches Nebeneinander der Nachbarn erst nach langen, erbitterten Kämpfen zustande kam, deren Beginn vielleicht weit in das 18. Jahrhundert zurückreicht, und deren Ausgang erst in unsre Zeiten fällt. Bis auf den heutigen Tag stark ausgeprägte Rassen-eigenschaften und -Unterschiede machen uns diese fortwährenden Reibereien sehr verständlich. Der Herero ist seiner Natur nach zum Hirten geschaffen, nur danach

¹⁾ Der Nama-Gottentotten, zu denen auch der Witbooi-Stamm gehört.

²⁾ Die Hereros zählen zu ihr.

trachtend, seinen Besitz an Kindern möglichst zu vermehren; sein gelbhäutiger Nachbar liebt über alles die Jagd und den Krieg. Dieser Unterschied aber erklärt zugleich die während der Dauer der gegenseitigen Befehdung so verschiedene Stellung zu der deutschen Besizergreifung. Während der Herero sich die weißen Ansiedler und die Truppe als Beschützer zunächst gefallen ließ — seine wahre Gesinnung haben wir inzwischen kennen gelernt —, betrachtete der Nama sie als lästige Eindringlinge, die ihm sein freies Leben nehmen wollten. Daß aber die deutsche Schutzherrschaft nicht früher wurde, was ihr Name besagt, gegenüber diesen den Aufbau geradezu unmöglich machenden Fehden der Eingeborenen untereinander, ja, daß sich Deutschlands Vertreter wiederholt den übermütigsten Angriffen der Witboois ausgesetzt sahen, das lag — Dove zeigt es uns — zumeist daran, daß man in der Heimat die Sachlage nicht richtig beurteilte und das Schutzgebiet nicht mit der genügenden Besatzungsmannschaft versah.

Das wurde auch nach Doves Abreise nicht sofort anders. Nach dem verhängnisvollen Schlag von Horebis und dem Überfall auf die südliche Farm fand die Truppe fast ausschließlich Verwendung zur Deckung des Verkehrs, vor allem nach der Küste hin. Erst nach beträchtlicher Verstärkung konnten im folgenden Jahre (1891) Major von François und in Fortsetzung seines Werkes sein Nachfolger Major Leutwein den Feind auf ein engeres Gebiet beschränken. Es gelang endlich unter den größten Schwierigkeiten, die Witboois in dem bis dahin fast unbekanntem wilden Gebirgsland der Naauwklust festzuhalten;

und im September des genannten Jahres beugte sich der Stolz des alten „Königs“ von Namaland: er erkannte Deutschlands Oberherrschaft an.

Die nachstehende Szene aus den Kämpfen in der Naauwklust mag eine Vorstellung geben von den unsäglichen Mühen und Gefahren, die gerade bei diesem letzten Teil des Krieges mit den Witboois zu überstehen waren.¹⁾ Am 3. und 4. September 1894 spielten sich die hier geschilderten Ereignisse ab. Hendrik Witboois Lager hatte sich in das vielgipflige Bergland um die Guruschlucht zurückgezogen. Schon am 2. September war es hier zu heftigen Zusammenstößen gekommen, die auch der Eintritt der Dunkelheit nicht beendete.

Endlos lang erschien die Nacht den deutschen Kriegern; und als endlich die Morgensonne die Gipfel der Berge rötete, da entbrannte der Kampf von neuem.

„Eben erheben wir uns“ — so schildert Schwabe — „von den eiskalten Felsen, um in der ersten Tageswärme die erstarrten Glieder geschmeidig zu machen; und auch drüben in der Schanze Froede sieht man die Leute aufstehen und sich etwas Bewegung machen: da kracht plötzlich eine glatte Salve von rechts, die sofort in Schnellfeuer übergeht. Uns kann das Feuer nicht gelten, denn die Geschosse sausen pfeifend hoch über unsre Stellung fort; aber in der Schanze sind die Leute wie mit einem

¹⁾ Vgl. zum Folgenden Kurd Schwabe: Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika; Berlin (Mittler und Sohn) 1899, 2. Auflage 1903.

Schlage verschwunden, — spärliche Schüsse fallen aus ihr, und nun klettert ein Mann über die Brüstung und eilt über den niedrigen Sattel auf uns zu. — Staub wirbelt zu seinen Füßen auf, hervorgerufen durch die ihn verfolgenden Geschosse. Wir sind in der Nacht umgangen worden, ohne daß wir es bei der geringen, zur Verfügung stehenden Zahl von Streitern verhüten konnten; das ist uns allen sofort klar. Auch von rückwärts, von einer dort gelegenen steinigen Höhe, wird jetzt auf uns geseuert. Ich eile dem Kommenden entgegen, der atemlos meldet: »In der Schanze bis auf einen Mann alles kampfunfähig; ein Reiter verwundet, Schuß durch die Schulter; zwei Gewehre vollständig zerschossen!« — Da tut rasches Handeln not. Im Laufe geht Verstärkung nach der Schanze vor, der Verwundete wird zurückgeführt, und die Hauptabteilung richtet ein heftiges Feuer auf den neu aufgetauchten Feind. Und es gelingt; nach einer halben Stunde verläßt der Gegner seine Stellungen, und Oberleutnant Verbandt schwächt notgedrungen die Hauptabteilung noch mehr und läßt die von den Witboois geräumten Höhen durch einige Leute besetzen.“

Gleichzeitig tobt der Kampf auf allen Seiten. Tief unten gewahrt man die Versuche des Feindes, in der Schlucht vorzudringen. Aber sein Vorhaben soll ihm nicht gelingen. Einige vorzügliche Schützen beherrschen aus der Höhe die Schlucht vollständig; das immer sich wiederholende Zurückweichen des Gegners zeigt deutlich genug die Wirkung ihrer Geschosse.

Immer drückender wird die Hitze, immer quälender Hunger und Durst. Der Wassermangel ist geradezu unerträglich im Hinblick auf die Verwundeten. Da melden sich zwei Brave. Sie wollen im feindlichen Feuer den Weg in die Tiefe wagen, um nach Wasser und irgend= etwas Eßbarem zu suchen.

„Es ist Mittag, glutatmender Mittag, als Lampe von vorn mit einer aufregenden Meldung eintrifft. Soeben ist auf der kleinen Fläche diesseit des fernen roten Gebirges ein 50—60 Pferde starker Reitertrupp auf kurze Zeit sichtbar gewesen, im Galopp auf den Rücken der feindlichen Stellung zujagend. Wer kann das sein? Unsere Tsachab=Posten, von deren Stellungen wir unmöglich weit entfernt sein können? Hilfsstruppen für Hendrik von seiten Simon Koppers oder der Rhauasnaman oder endlich eine bisher detachierte Abteilung Witbooischer? Wenn es die Unseren sind, dann ist Hendrik verloren! Aber unsere Hoffnungen werden bald zunichte; von vorn kommt die Meldung, daß der Feind auf allen Seiten seine Stellungen verstärkte. Ein Kriegsrat wird abgehalten, und alle beschäftigen die Fragen: Wie lange können wir noch ohne Wasser aushalten, und wann wird unsere Munition erschöpft sein? Es wird beschlossen, den Munitionsverbrauch nach Möglichkeit einzuschränken; denn die Troostsche Kolonne (geführt von Leutnant Troost), von deren Nahen wir nachts Meldung erhalten haben, ist noch nicht sichtbar. Um ihr Schicksal sind wir ernstlich besorgt.

Nach vier Stunden taucht plötzlich das strahlende

Geficht Schneidewinds¹⁾ auf; er bringt eine freudige Nachricht. Mit lautem Hallo schwenkt er in der einen Hand ein Kochgeschirr, in der anderen einige gefüllte Wasserfäcke. »Wasser!« Von allen Seiten regnet es Fragen: »Mensch, wo ist denn das Wasser her?«, und noch ganz außer Atem vom Steigen, berichtet der Wackere, daß unmittelbar hinter dem Querriegel sich zwischen Schilf und Rohr eine ausgiebige Wasserquelle befinde . . . Nun werden die Verwundeten und Schwachen gelabt; für jeden der Gesunden bleibt kaum ein Schluck. Auch ein Kochgeschirr halb voll Reis, den er in einer Satteltasche gefunden und unten schnell gekocht hat, bringt Schneidewind mit, und er hat den Pferden, deren er habhaft werden konnte, die Sattelgurte gelockert. Jetzt dämmert uns auch eine Ahnung, weshalb die Witboois so energisch versucht haben, in der Schlucht vorzustößen, und je länger wir darüber nachdenken, desto mehr gewinnt es an Wahrscheinlichkeit: »Der Feind hat kein Wasser!« Und das stellte sich auch später als Tatsache heraus.“

Dem glutheißen Tag folgt eine zweite eisige Nacht. In der Schlucht wüthet das Gefecht fast ununterbrochen weiter; und um den Morgen verstärkt sich das Feuer des Feindes wieder. Aber gegen 9 Uhr wird es schwächer; dann verstummt es ganz, und von dem äußersten Posten trifft die Meldung ein, daß die Witboois ihre Stellungen räumen.

1) Gines jener beiden Abgestiegenen.

Nun geht es an die Verfolgung des Feindes. Vergessen sind Hunger und Ermattung. Mit Hurra geht es hinab ins Tal, und bald ist die Avantgarde an dem ersehnten Wasser. Neu gestärkt stürmt man vorwärts durch die Schlucht. Jetzt biegt der Weg um einen vorspringenden Fels — da, welch erschütternder Anblick! Unter einem wilden Feigenbaum liegen, nebeneinander gebettet, die gefallenen Kameraden, Oberleutnant Diestel, vier Reiter und ein Bastardsführer. Waffen und Oberkleider fehlen; sonst sind die Leichen unberührt. An den Stamm des Feigenbaumes aber ist ein Brief geheftet, der in roter Schrift die Worte enthält:

„Gurus, 3. September 1894.

Hochedler Major Leutwein!

Hierdurch sage ich Ihnen diese Worte bei Ihren fünf Toten: Mein lieber, edler Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen und verfolgen Sie mich nicht weiter! Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin ja nicht so schuldig. In der Hoffnung, daß Sie dies tun, bin ich der Kapitän

Hendrik Witbooi.

Ich bitte Sie, hören Sie doch auf mit dem Blutvergießen; lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen!“

Als Hendrik bald darauf dieser Bitte die Botschaft seiner Bereitwilligkeit, die deutsche Oberhoheit anzuerkennen, hinzufügte, gewährte man ihm gern den Frieden, um den er bat. Aber zu dauernder Ruhe für unser südwest-

afrikanisches Schutzgebiet kam es noch nicht. Neue Gefahren drohten im Osten von dem Stamm der Khauashottentotten, auch Fledermäuse genannt. Der Leser erinnert sich der niederträchtigen That ihres Häuptlings an einem deutschen Händler, die er übrigens nachmals mit dem Tode gebüßt hat. Im Bunde mit dem östlichen Hererostamm der Ovambandjeru¹⁾ erhoben sich im Frühjahr 1896 diese Khauashottentotten und überfielen bei Gobabis den Hauptmann von Estorff mit seiner Abteilung von 50 Mann. Doch deutscher Tapferkeit und Geistesgegenwart gelang es, den gefährlichen Feind in die Flucht zu schlagen. Diesem rühmlichen Erfolg und der damaligen Treue Hendriks, der sich sofort auf die deutsche Seite stellte, ist es zu verdanken, daß ein größerer Aufstand unterblieb. Nach einem neuen Sieg Major Leutweins, wie der erste unter schweren Verlusten errungen, war auch dieser Feind niedergeworfen, dem durch die verdiente Bestrafung der Haupträdelsführer ein gehöriger Denkzettel gegeben ward.

Infolge dieser Ereignisse aber wurde die Schutztruppe aus der Heimat verstärkt.

Doch es sollte immer noch nicht zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung unseres Schutzgebietes kommen. Neues Unheil brach alsbald herein, diesmal in Gestalt der Kinderpest. Zwar gelang es den eilends aus

¹⁾ Man sieht nebenbei, wie richtig jene Kenner Südafrikas geurteilt hatten, die in der Beilegung der Streitereien der Eingeborenen untereinander neue Gefahren für die Ansiedler erblickten.

der Heimat entsandten Männern der Wissenschaft, die Viehbestände der Weißen vor so bedeutenden Verlusten zu bewahren, wie sie zum großen Teil die Ovaherero zu ertragen hatten. Aber die unausbleibliche Folge war doch wieder ein allgemeiner wirtschaftlicher Niedergang, der sich zunächst in einer fast erdrückenden Preissteigerung ankündigte. —

Von solchen Schlägen erholt sich eine junge Ansiedelung nicht in wenigen Monden. Aber doch war Deutsch-Südwestafrika schon bald ein andres, als wir es aus Doves Reisebeschreibung kennen. Die im September 1892 angelegte Station Swakobmund entwickelte sich kräftig und nahm dem englischen Walfischbai den größten Teil des Küstenverkehrs. Eine Eisenbahn statt der Ochsenwagen stellte nun die Verbindung mit Windhoek her, und diese Erleichterung des Verkehrs zeigte schnell ihre heilsamen Folgen für die wirtschaftliche Ausbeutung des Landes.¹⁾ Mehr und mehr rüstete man sich auch zur Hebung der inneren Erdschätze. Freilich die reichen Goldlager, von denen man in der ersten Zeit, nachdem Lüderitz seine Erwerbungen im Süden in den Schutz des Reiches gestellt hatte, viel träumte und redete, wollten sich auch nach der Erweiterung des Gebietes im Norden und im

¹⁾ Einer Zeitungsnotiz zufolge ist durch diese Bahn an den Kosten des Transports der Materialien für die Schutztruppe und für die sonstigen amtlichen Stellen so viel gespart worden, daß aus diesen Minderausgaben gegenüber dem früheren Transport mit Ochsenkarren schon im ersten Betriebsjahre die Verzinsung des ganzen Anlagekapitals für die Eisenbahn gedeckt war.

Innern nicht zeigen. Wohl aber wurden große und reiche Fundstätten von Erz und Kupfergesteinen entdeckt. Ihren Abbau zu ermöglichen, begann man die Anlage geeigneter Transportwege.

So hatte es ganz den Anschein, als ob dem erstgeborenen Schmerzenskind der neueren deutschen Kolonialpolitik nunmehr ein kräftiges Gedeihen beschieden sei. Und wie das Schutzgebiet selbst zu genesen schien von den schweren Wunden, die ihm mannigfaches Unglück in den ersten Jahren schlug, so sollte es nun auch eine Heilstätte werden für viele, denen die Heimat die Genesung nicht bieten kann. Das war nicht bloß bildlich gemeint, sondern auch wörtlich. In einer besonderen Arbeit beschäftigt sich Dove¹⁾ als klimatologischer Forscher mit dem Thema „Südwestafrika, eine deutsche Heilstätte der Zukunft“ und kam zu dem Ergebnis, daß ein Aufenthalt gerade in dieser unserer Kolonien die beste Kur sei, nützlicher als ein monatelanger Aufenthalt in den ersten europäischen Sommerfrischen, insbesondere auch für Lungenkranke, natürlich in nicht gar zu weit vorgeschrittenem Stadium ihres Leidens. —

Da aber wurde Südwestafrika wiederum vom Unheil heimgesucht, schwerer denn je zuvor. Von den Kämpfen, die Deutschland aufs neue gegen aufständische Eingeborene aufzunehmen hatte, ist im Band 24 dieser

¹⁾ In der Deutschen (Bohmeyers) Monatschrift, August 1903.

Sammlung eingehend berichtet. Ehre den Männern, die ihr blühendes Leben in diesem Dienst fürs Vaterland dahingaben! Es sind auch solche darunter, die uns aus den vorstehenden Kapiteln wohlbekannt sind. Aber vergessen wir auch nicht die Farmer, diese Pioniere des Deutschtums in unsern Schutzgebieten! Manche von ihnen haben Schlimmeres erduldet als den Tod. Hier gilt es, unzählige Wunden zu heilen. Vor allem wird man für dauernde Ruhe im Lande zu sorgen haben, und dazu wird eine andre Behandlung der Eingeborenen als bisher unerläßlich sein. Selbst ein so milder Beurteiler wie der frühere Gouverneur General Leutwein hat es für unbedingt nötig erklärt, daß den Eingeborenen nach der Beendigung des Krieges die politischen Rechte genommen würden. Eine Reihe von Maßnahmen des Gouvernements, wie die Abschaffung der Kapitänschaften, die Paßpflicht und das Verbot, Großvieh und Reittiere ohne besondere Erlaubnis des Gouverneurs zu halten, verfolgt zugleich das Ziel, die Eingeborenen zu angestrenzter Arbeit, vor allem auch in unserm Dienste, zu erziehen.

Gar zu zuverlässigen Erwartungen in bezug auf das zukünftige Verhalten der Eingeborenen wird man sich nicht hingeben dürfen und besonders auch jene religiös gefärbte Massenbewegung streng im Auge behalten müssen, von der in unserm Band 24 Seite 107 die Rede ist. Mit Bezug auf diese schreibt einer der besten Kenner und besonnensten Beurteiler unsrer afrikanischen Verhältnisse:

„Das . . . ist sicher, daß eine von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreitende und tiefer fressende geistige Bewegung durch die Eingeborenenstämme Südwestafrikas geht, von der ein mehr zufälliger Ausläufer bekanntlich auch unser Südwestafrika erreichte und zu der Erhebung des alten Hendrik Witbooi beitrug. Wer über geschichtliche Erfahrung verfügt . . ., der weiß aber auch, daß derartige Bewegungen, einmal in Gang gekommen, nie wieder von selber aufhören . . . Man kann über die Mittel und Wege verschiedener Meinung sein, wie solche Bewegungen zu beeinflussen, einzudämmen, vielleicht unter besonders günstigen Umständen auch zurückzubilden sind, aber auf jeden Fall ist es das Verkehrteste, was geschehen kann, wenn man ihre Bedeutung bestreitet oder gering schätzt und den Dingen zusehenden Auges ihren Lauf läßt.“*)

Große Freude bei allen Freunden der Kolonie erregte die Auffindung von Diamanten im Süden. Sofort wurden die Sandwüsten an der Küste von Lüderikland zum vielbegehrten Boden. Jetzt schürften dort Gesellschaften und einzelne Besitzer nach den wertvollen Steinen, die freilich nicht sehr groß aber zahlreich sind. Die neuerbaute Bahnstrecke Lüderikort-Neetmanshoop-Kalkfontein schließt das Land hier im Süden ebenso auf, wie die zu den ertragreichen Kupferminen von Otavi den Norden, und im März 1912 konnte auch die Strecke

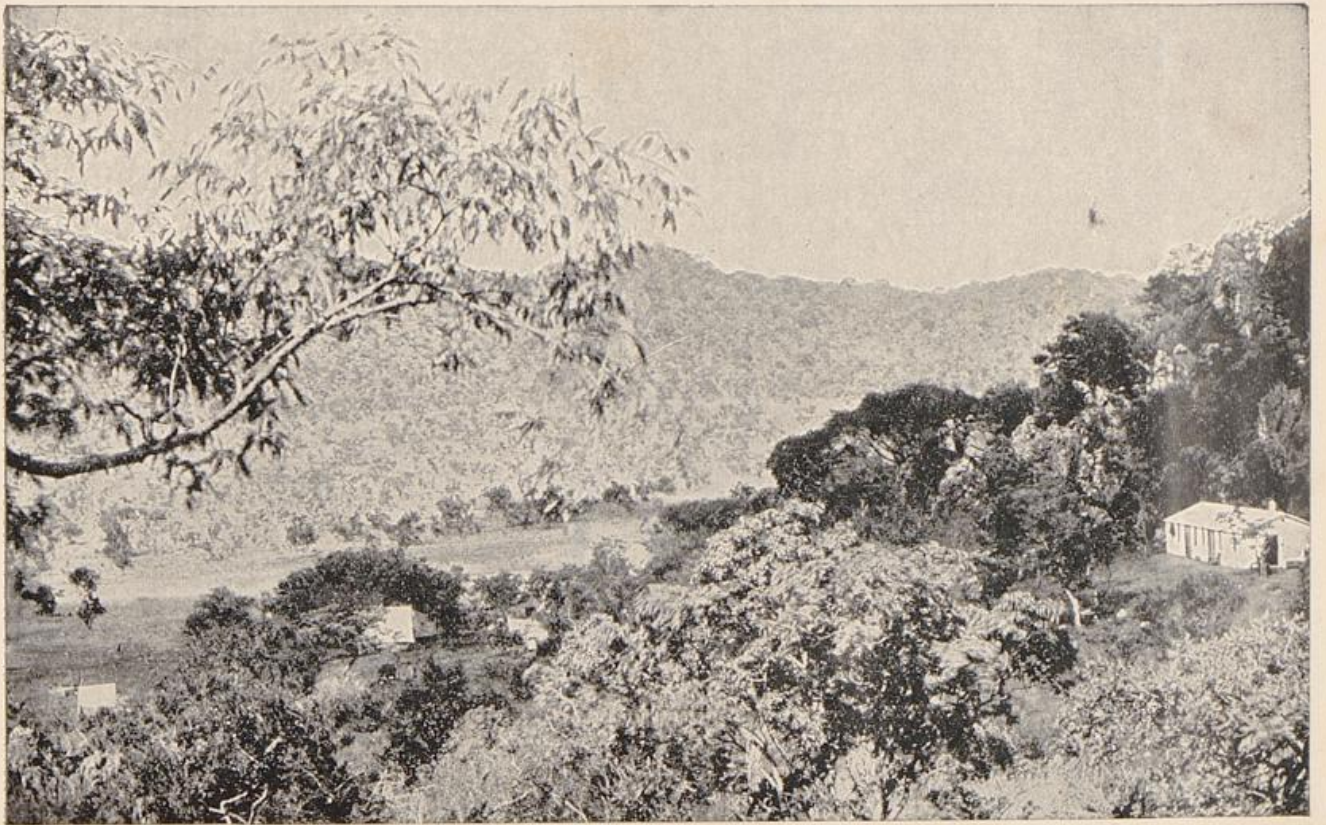
*) Paul Rohrbach, Preussische Jahrbücher, Februar 1908, Seite 289.

Windhoek-Reetmanshop dem Verkehr übergeben werden. Nun hoffen die Ansiedler noch auf Weiterführung nördlichere Linie ins Gvamboland und auf eine Seitenbahn Windhoek-Gobabis.

Weit ausgedehnter als die Eisenbahnlinien ist schon das Telegraphennetz, das die Postverwaltung noch andauernd zu erweitern bestrebt ist. Funkenstationen ergänzen diese Verständigungsmittel; auch sie sollen noch vermehrt werden. Anlässlich des 25jährigen Bestehens der Post in Südwestafrika am 16. Juli 1913 erinnerte die Windhoeker Zeitung Südwest an den Umschwung der postalischen Verhältnisse während dieses Zeitabschnittes. Jetzt bringt jeder Dampfer eine Flut von Postsäcken und Paketen nach Swakopmund und Lüderitzbucht; damals sah es anders aus! Kam der Dampfer, so dauerte es ein Stündchen oder ein halbes, bis das Häuflein Post für Swakopmund sortiert war, und Herr Ehrhard zeigte dies mit einem Pistolenschuß dem Dertchen an. Dann ging man hin, holte sich an dem Ladentisch im Store seine Post ab, traf sich dort mit dem gesamten übrigen Swakopmund und trank einen guten Kognak nach dem anderen. Reiter und Frachtfahrer brachten die Briefpost ins Land hinein. Und wer etwas im Lande bedeutete, konnte in alter Zeit einen solchen Transport seelenruhig anhalten und wühlte alle Postsäcke — es waren ihrer damals noch nicht viele — durch, um sich das seinige auszufuchen. Als dann ein Postdirektor in Windhuk einzog, wurden diese fahrenden oder reitenden Postanstal-



Im Minengebiet von Stavi.



Im Minengebiet von Otavi.



ten für unzuständig zur Ausgabe von Briefen erklärt. Ein kleiner Vorraum in der Wohnung des von Dove mehrfach erwähnten Proviant- und Postmeisters, Herrn von Goldammer, genügte für die Abfertigung und Auslieferung von Postfachen, die aller fünf Wochen durch schwarze Postboten zu Fuß von und nach Windhoek befördert wurden. Da durfte man dann in Haufen von Briefen suchen, die auf Tischen, in Regalen und wortwörtlich zuweilen auch auf und unter dem Bett des Herrn Postmeisters lagerten. Hier und dort fand man etwas, und zufrieden und mit einem schönen Dank trennte man sich vom Beherrscher der Postschätze.

Diese Bilder aus vergangenen Tagen entbehren ja nicht des Humors; aber stellt man sich solche Zustände vor Augen, so freut man sich der großen Fortschritte in der Verwaltung und den äußeren Verhältnissen der Kolonie. Was man ihr nun zunächst dringend wünschen muß, ist ein Zuzug von wirklich geeigneten, vor allem nicht unbemittelten Ansiedlern, dazu eine stärkere Beteiligung echter deutscher Frauen an der Einwanderung, damit die deutsche Familie hier mehr als bisher eine Heimstätte finde und der Gefahr des „Verkafferns“ gegenüber ihre festigende und werbende sittliche Macht betätige.



18/803

Im gleichen Verlage gelangt zur Ausgabe:

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften

≡ für die deutsche Jugend ≡

begründet und herausgegeben von Hans Vollmer

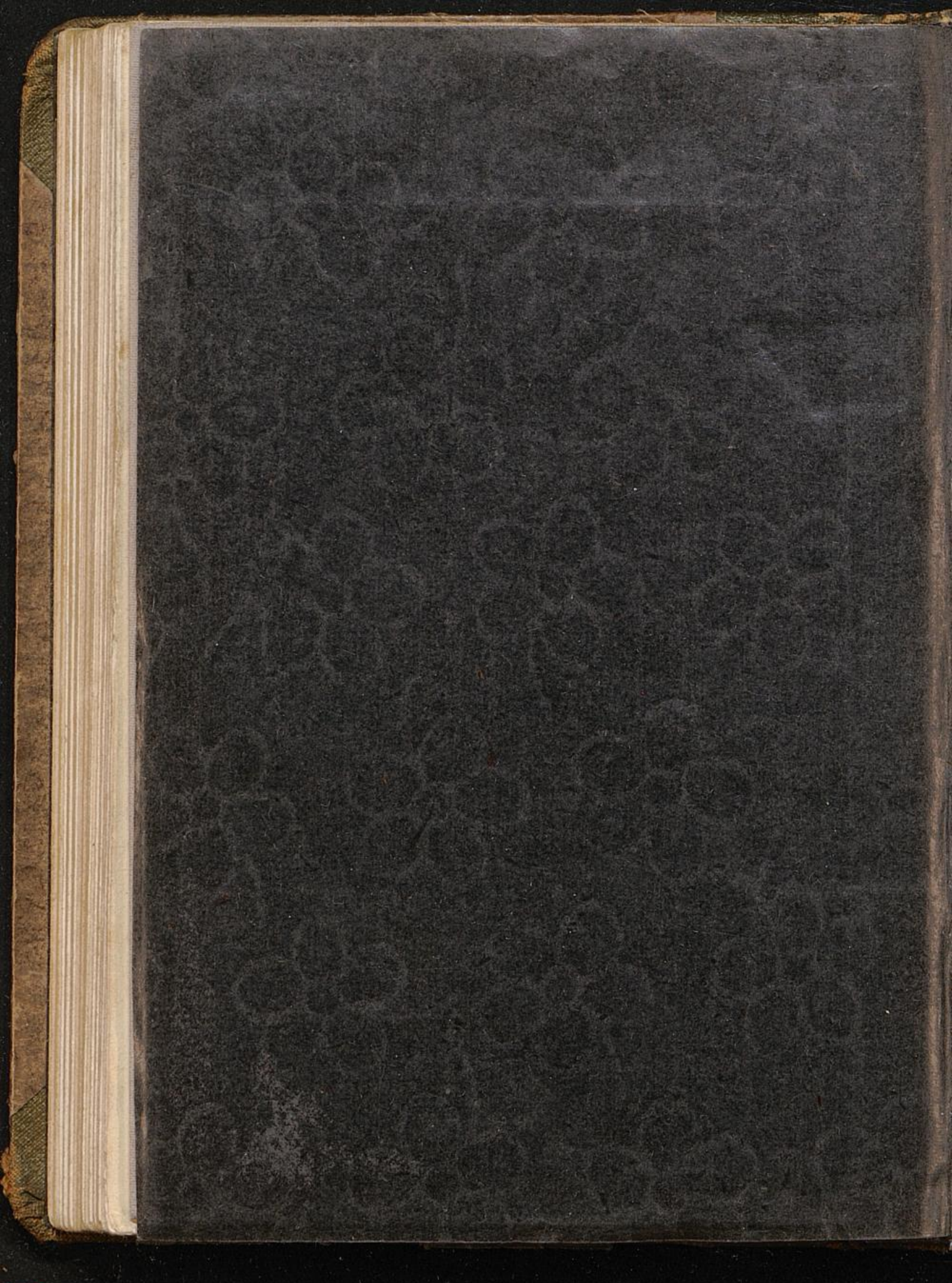
☉ Bisheriger Absatz ☉
über 200 000 Bändchen

Die durch viele Anerkennungschriften von Ministerien, Lehranstalten und hervorragenden Pädagogen ausgezeichnete Sammlung hat sich seit ihrem Bestehen durch den belehrenden, dabei interessanten Inhalt ihrer reich ausgestatteten Bändchen bei billigsten Preisen einen festen Platz in der Jugendliteratur erungen. Als geeignetes Kampfmittel gegen die Schmutz- und Schundliteratur wird sie von den Jugendschriften-Prüfungs-Ausschüssen auf das wärmste empfohlen. Nachstehendes Verzeichnis unterrichtet über den Inhalt der Bändchen.

Wenn Vollmer von der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften sagt, daß sie für die deutsche Jugend herausgegeben werden, so ist das sicher recht bescheiden, denn der Inhalt steht auf weit höherem Niveau als die allgemeine Jugendliteratur.

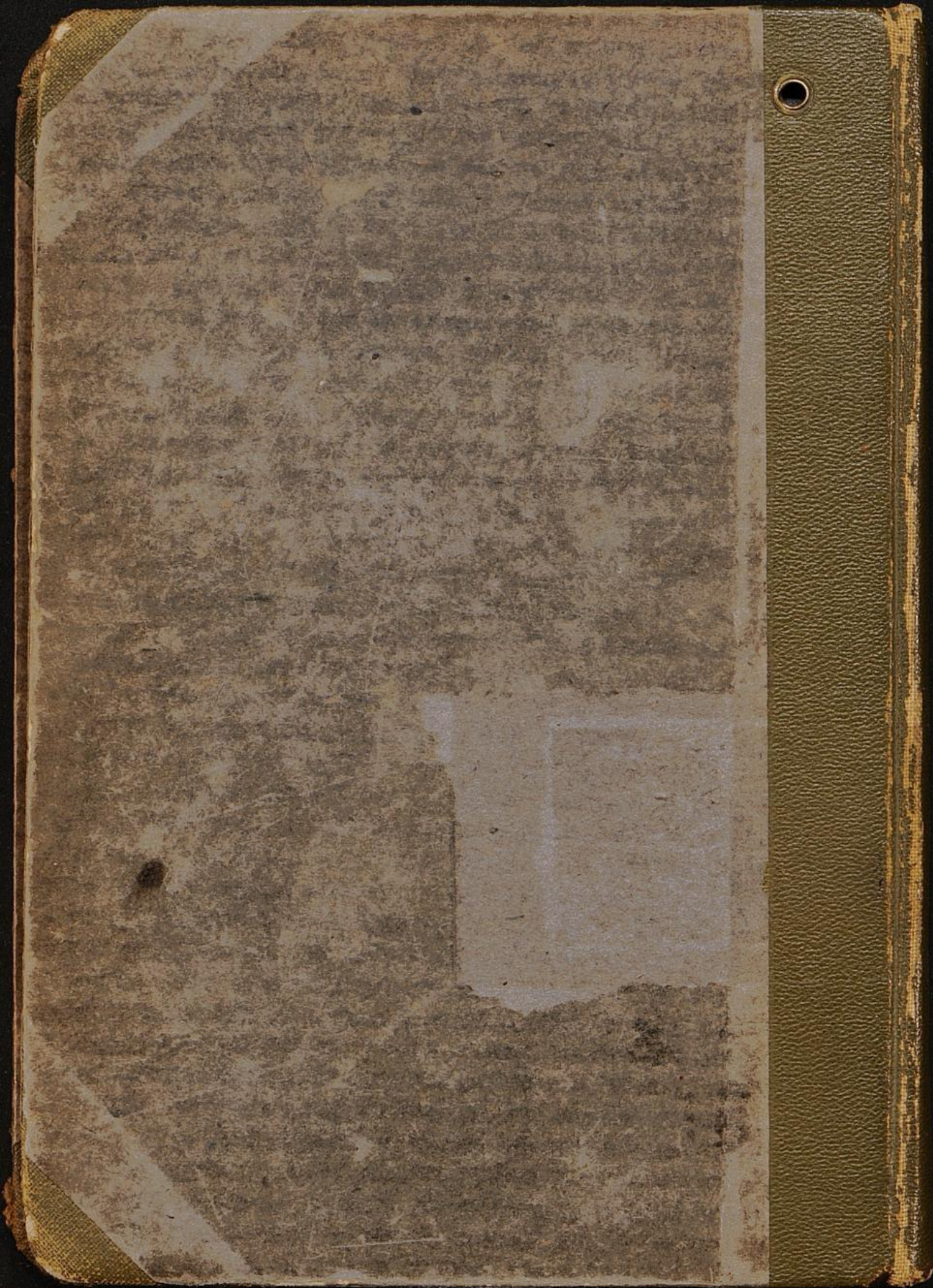
(New Yorker Staatszeitung.)

Reich illustrierte Prospekte stehen jederzeit
kostenlos und portofrei zur Verfügung



6 Es 10
b

Neuheftung.



40.c.
3625

6
Es
10
E